Erzählungen für Volk und Jugend.



König Amalrich von Jerusalem und die beiden Pilger.

Historische Erzählung für Volk und Jugend

von

Wilhelm Herchenbach.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg

G. J. Manz.

König Amalrich
von Jerusalem
und
die beiden Pilger.

Historische Erzählung

für Volk und Jugend

von

Wilhelm Herchenbach.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1869.

Erstes Kapitel.

König Amalrich von Jerusalem.

Am Vorabende des 17. Februar 1162 zogen durch alle Thore von Jerusalem die Prälaten und weltlichen Fürsten des Reiches in die heilige Stadt, welche durch die Siege der Kreuzfahrer zu einer christlichen Residenz geworden war. Obwohl in jenen kriegerischen Zeiten der Zusammenfluß von Rittern, Baronen und Fürsten zu Jerusalem keine Seltenheit war, so bot doch der heutige Einzug wegen seines Glanzes ein Schauspiel, das sich Niemand wollte entgehen lassen. Die engen Straßen waren gedrückt voll von Menschen und auf den flachen Dächern drängten sich die Schaulustigen so fest aneinander, daß man den Einsturz fürchten mußte.

Die, aus allen Nationen des Abendlandes gemischte und fast alle Sprachen der Welt redende Bevölkerung machte es jedesmal mit Freudengeschrei kund, wenn ein Ritter ihres Landes vorüberzog, und sie riefen ihm in der Sprache ihrer Heimath den Willkommgruß zu.

Da sah man deutsche Ritter auf schweren Streitrossen, vom Kopfe bis zu den Fußspitzen in Eisen gekleidet, leichtgewandte Franzosen, dunkeläugige Spanier, schlankgebaute Engländer und stolzblickende Italiener. Je nach Stand und Vermögen strahlten ihre Panzer von Gold und Silber oder auch von hartem Stahl.

Viele von den geistlichen Würdenträgern des Reiches ritten auf Maulthieren, aber auch ihnen fehlte die Wehr und Waffe nicht, denn in jenen Zeiten mußte Jeder des Kampfes und der Abwehr allstündlich gewärtig sein.

Bis zur sinkenden Nacht dauerte der Einzug, dann aber wurden die Thore geschlossen, damit nicht ein unvorhergesehener nächtlicher Ueberfall der Heiden Noth und Verwirrung über die königliche Residenz brächte.

Was aber war die Ursache, daß heute so viele Fürsten aus dem ganzen Reiche kamen?

Der Patriarch Aimerich hatte sie gerufen, denn vor acht Tagen war König Balduin III. in die Gruft gelegt worden und seiner Verfügung gemäß sollte nun sein Bruder Amalrich gekrönt werden.

Amalrich, bisher Graf von Joppe und Askalon, befand sich bereits in der königlichen Burg. In einem Gemache, dessen Wände mit alten Büchern bedeckt waren, saß er vor einem Tische, den Kopf auf die Hand gestützt und folgte mit den Augen den kunstreich gemalten Buchstaben eines Pergamentes, welches ein Mönch vom Berge Carmel geschrieben; denn Amalrich liebte die Wissenschaften und ließ keine Gelegenheit vorübergehen, wo er seine Kenntnisse bereichern konnte.

Heute aber fehlte ihm die Ruhe zum Nachdenken

und nicht selten geschah es, daß er aufblickte und umherschaute. Sein unförmlicher, schwammiger Körper, der in keiner Weise etwas Königliches an sich hatte, machte Bewegungen der Ungeduld und er mußte sich Gewalt anthun, um den angefangenen Satz zu Ende zu lesen.

Da öffnete sich die Thüre und ein hochgewachsener schöner Mann, aus dessen Zügen Leichtfertigkeit und Uebermuth sprachen, trat in das Gemach. Es war ein französischer Ritter aus einem der vornehmsten Geschlechter der Grafschaft Troyes in Champagne. „Milo von Plancy", redete ihn Amalrich an, „ich hatte dir gesagt, daß ich den heutigen Abend allein zubringen wollte."

„So war es, mein Herr und Gebieter", antwortete Milo, „aber als ich erfuhr, daß der Mann, welcher morgen über das Königreich Jerusalem herrschen soll, am Vorabende seiner Erhöhung über alten Pergamenten brütet, da hielt ich es für meine Pflicht, ihn zu stören, denn der neue König soll die Heiden nicht mit Schriften, sondern mit dem Schwerte bezwingen. Wenn morgen der Ernst des Gelehrten auf der Stirne des Gekrönten ruht, werden die Ritter fürchten, daß alle Lust vom Hofe gebannt werden soll. Ist es nicht genug, daß du weder Brett-, noch Gaukelspiel liebst und daß nur die Jagd mit Falken und Reihern deine einzige Erholung ist?"

„Milo", gab der Graf zur Antwort, „ich denke, die Lage der Christen im Oriente ist nicht darnach angethan, daß die Falten des Ernstes auf der Stirne der Männer sich in Lächeln verwandeln. Mein Bruder ist

dem Gifte erlegen, welches die verrätherische Hand eines muselmännischen Arztes ihm gereicht; wir sind rings von Feinden umgeben, die jeden Augenblick bereit sind, über uns herzufallen und uns niederzumachen. Wo soll da die Lust herkommen? Freilich, Milo, du könntest lachen und scherzen, wenn die Feinde vor den Thoren ständen, könntest schäkern, wenn die Burg Zion unter den Mauerbrechern der Heiden zusammenstürzte, denn du hast ein leichtfertiges Gemüth und rechnest alle Widerwärtigkeiten gering."

„Wahr, mein edler Gebieter, aber niemals bin ich fröhlicher gewesen als heute, weil morgen die königliche Krone auf dem Haupte des Grafen von Joppe ruhen wird."

„Bist du deiner Sache so sicher? Weißt du nicht, daß viele unserer christlichen Fürsten mit der Verordnung meines Bruders unzufrieden sind? Wer bürgt mir dafür, daß die Murrenden nicht morgen mit lauter Stimme einen Andern fordern? Sie werfen mir schwere Fehler vor und unter den schwersten den, daß ich dem Ritter Milo von Plancy, den sie einen leichtsinnigen und händelsuchenden Menschen nennen, mein volles Vertrauen geschenkt, ihn zu meinem Freunde gemacht habe."

Milo lachte verächtlich und gab zur Antwort: „Laß sie ihren Griesgram selber tragen! Ihnen fehlt der Muth zum Leichtsinn, darum sind sie zahm. Kümmere dich nicht um sie! Weil du mich so hoch erhebest und deines Vertrauens würdig hieltst, darum bin ich dein mit Leib und Seele und will nicht von dir lassen, bis zu deinem letzten Hauche. Uebrigens, was hast du

von deinen Widersachern zu fürchten? Nichts! Die meisten, welche heute zu den Thoren von Jerusalem eingezogen sind, halten zu dir, und diejenigen, welche es nicht thun, werden sich hüten, ihrem Unmuthe Luft zu lassen. Ich habe schon gesorgt, daß sie alle mit der Schärfe des Schwertes heimgeschickt würden. Der Patriarch ist dir gewogen und das gilt mehr, als die Ungunst all der Ritter, welche morgen Land und Leute vor dir zu Lehen tragen werden."

„Ich weiß nicht", entgegnete Amalrich, „ob es denn wirklich ein so großes Glück ist, König von Jerusalem zu werden. Ueberall, wohin ich sehe, finde ich das Reich von Feinden umlagert, die stets bereit sind, sich auf dasselbe zu stürzen, um es in Stücke zu reißen und wieder unter die Botmäßigkeit der Heiden zu bringen. Unaufhörlicher Kampf, stete Wachsamkeit werden von mir gefordert werden, und im allergünstigsten Falle, der aber bei den vorliegenden Verhältnissen nicht denkbar ist, wird mein siegender Fuß durch Blut waten, und die Stufen meines Thrones roth färben."

„Kampf ist Leben, mein Freund! Schon darum solltest du mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, wo er dir geboten wird; aber du mußt auch an die Ehre denken, welche dir zu Theil wird. Ist es denn ein so Geringes, daß von all den christlichen Rittern, welche zum Schutze des heiligen Grabes hinausgezogen sind, du allein für würdig befunden wirst, die Krone von Jerusalem zu tragen? Und, mein Freund, welcher Wunsch auf Erden kann dir noch versagt sein, wenn du König bist?"

Amalrich wollte antworten, als sich noch einmal die

Thüre öffnete. Ein hochgewachsener Greis, dem das lange Haar in weißen Locken um die Schultern hing, erschien in derselben und blieb einen Augenblick in der Oeffnung stehen. Die finstern Brauen zusammenziehend schaute er mißvergnügt auf Milo und sprach mit dumpfer Stimme: „Herr Ritter, wenn es euch gefällt, so gönnt dem Patriarchen von Jerusalem eine halbe Stunde, die er mit dem Grafen von Joppe allein zubringen kann.“

Milo von Plancy hatte eine bittere Entgegnung auf der Zunge, denn ihm flößte weder das geistliche Kleid, noch das Alter des Prälaten Ehrfurcht ein, aber ehe er noch den Mund öffnen konnte, sprach Amalrich: „Milo, laß uns allein. Der Besuch des Patriarchen bringt Segen, und vielleicht nimmt er manche Zweifel von mir, die noch immer wie Spinnweben durch meine Gedanken ziehen. Setzt euch, hoher Herr, und seid gewiß, daß ich euch mit Freuden in den Gemächern der Burg Davids sehe.“

Milo von Plancy entfernte sich mit einem Bücklinge; er ließ niemals die Formen des Anstandes außer Acht, aber um seine farblosen Lippen spielte ein feines, verächtliches Lächeln, aus welchem deutlich herauszulesen war, daß er sich im Grunde genommen, ebensowenig um geistliche, wie um weltliche Autorität kümmere.

Amalrich schob einen zweiten Sessel an den Tisch, führte den Patriarchen zu demselben und bat ihn, sich niederzulassen.

„Amalrich“, hob dieser an; „die feierliche Stunde, wo deine Locken die Krone tragen sollen, ist nahe; schon

sind die geistlichen und weltlichen Fürsten in die heilige Stadt eingezogen, um dir den Huldigungseid zu leisten; aber meine Pflicht erheischt es, dir noch einmal die Wichtigkeit der Stellung zu schildern, in welche du eintreten wirst. Vieles von dem, was unsere Vorgänger erkämpft haben, ist durch die Lasterhaftigkeit der Christen wieder in Frage gestellt, und viele Städte und Burgen, in denen wir unbestrittene Herren waren, gehören heute den Heiden. Warum? Ich habe es schon angedeutet; weil der Geist Gottes von den christlichen Rittern gewichen ist, weil sie noch tiefer, als die Muselmänner im Schlamme der Sünde stecken und in ihren Herzen keinen Raum mehr haben für die heilige Begeisterung, womit die Sache des Grabes verfochten werden muß. Darum, mein Sohn, fällt dir nicht allein die Aufgabe zu, die Grenzen des Reiches zu erweitern und die Stätte des heiligen Grabes im ganzen Oriente gefürchtet zu machen, sondern du sollst auch durch einen heiligen Wandel allen eine Leuchte sein, daß sie nicht in die Fallstricke des Bösen fallen. Thue darum von dir diesen Milo von Plancy, dessen Streitsucht so manchen Zorn anfacht, dessen gottloser Sinn sich über alle christlichen Pflichten hinwegsetzt und der seines Hochmuths wegen von Allen gehaßt wird. Schon jetzt murrt die Menge über deine intime Freundschaft mit ihm und sie fürchtet, du werdest ihm noch größern Einfluß einräumen, wenn du König geworden bist. Höre meinen Mahnruf, ehe es zu spät ist. Zwar hat mein Wort hingereicht, daß die Fürsten hierherkamen, aber ich habe auch meine Ehre verpfändet, daß du uns ein guter König sein wirst. Strafe mich nun nicht Lügen und

verschulde nicht, daß dieses weiße Haar, mit Unwahrheit besudelt, in die Gruft gelegt wird."

Amalrich erhob sich, küßte dem Patriarchen die Hand und sprach: „Wie sollte ich meinem Vater nicht folgen und gerne thun, was er zum Besten des Reiches von mir verlangt? Mein Herz ist nicht von Ehrgeiz erfüllt, hoher Patriarch, und ich könnte ohne Bitterkeit noch heute zurücktreten, aber wenn einmal die Krone auf meinem Haupte glänzt, dann werde ich sie festhalten und mit dem Schwerte gegen jeden Angriff schützen, darum sage mir, ob ich sie ergreifen kann, ohne mit den Fürsten des Reiches in blutige Händel zu gerathen."

Die Händel werde ich zu schlichten suchen, aber es laufen viele Klagen gegen dich, deren Quelle du verstopfen mußt. 'Die Geistlichen sagen, du seiest zwar pünktlich im äußern Gottesdienste und zahltest der Kirche regelmäßig den Zehnten, aber das hindere dich nicht, Kirchen und Klöster zu brandschatzen und die Gerechtigkeit gering zu schätzen, weil deine Habsucht unersättlich sei. So sprechen die Geistlichen; die Weltlichen aber sagen, du seiest unfreundlich und hart, eines kalten und verschlossenen Gemüthes. Alle diese Fehler mußt du ablegen und deinem verstorbenen Bruder zu gleichen suchen."

„Wahrlich", antwortete der Graf, „die Leute beurtheilen mich nicht zu schroff, aber ich werde nach der Besserung streben und dankbar die Stütze deiner Hand annehmen, die mich durch alles Ungemach zum Bessern führen wird."

„Bleibe bei diesen Vorsätzen, mein Sohn", sprach der Patriarch, machte das Zeichen des Kreuzes über

ihn und entfernte sich. Amalrich aber klatschte nach der Sitte des Morgenlandes in die Hände und hieß die eintretenden Diener, ihm zum Schlafgemache vorleuchten. Sie ergriffen die schweren, vierarmigen Silberleuchter und schritten ihm voran in ein Gemach, von wo er über die Dächer der Stadt bis nach dem Oelberge hinschauen konnte.

„Geht!" sprach er kurz und begann sich zu entkleiden, denn dabei wollte er niemals Hülfe haben. Als er das Oberkleid abgelegt hatte, hielt er sinnend inne und sprach zu sich selber: „Sonderbar, die Wachen in meinem Vorzimmer beten zu einem andern Gott und doch vertraue ich ihnen mein Leben an. Wenn sie den Einfall bekämen, dem Propheten wohlgefällig zu sein, könnten sie mich tödten. Doch nein, Amalrich, laß kein Mißtrauen in deiner Seele aufkommen, denn es ist der Fluch der Könige!"

Er öffnete die Thüre und schaute hinaus. Mitten in einem halbdunkeln Gemache standen zwei Muselmänner von collosalem Körperbau, das breite Krummschwert entblößt in den Händen. „Tretet näher Ramleh und Zadock", sprach er.

Die Angeredeten senkten ihre Schwerter, warfen sich auf den Boden, krochen zu ihm heran und küßten ihm die Füße.

„Laßt diese hündische Unterwürfigkeit", sagte er; „ihr wißt, daß ich sie nicht liebe. Steht auf und habt ein wachsames Auge, denn euch ist das Leben des künftigen Königs von Jerusalem anvertraut. Gedenket, daß ich das eurige rettete, als ihr mit dem Stricke um den Hals vom Felsen gestürzt werden solltet."

„Es ist sicher in unsern Händen", gab Zadock zur Antwort. „Laß sie alle kommen, die Barone und Fürsten, welche dir nicht wohl wollen; sie sollen nicht im Stande sein, dir ein Haar zu krümmen."

Amalrich zog sich wieder in sein Gemach zurück, öffnete das Fenster und schaute in die Stadt hinab. Auf den Dächern wimmelte es noch von Menschen und auch in den Gassen wogte das Volk auf und nieder. Von verschiedenen Seiten aber hörte er den Ruf der Ritter, welche das Fußvolk ordneten und ihm auf den Plätzen der Stadt, wo hohe Holzfeuer loderten, seine Schlafstätten anwiesen. Dann legte er sich in das goldene Ruhebett und flehte zum Höchsten, ihm die rechte Kraft und Weihe zu geben.

Am folgenden Morgen als die Strahlen der Sonne auf den Dächern und Kuppeln der Burg Zion glänzten, den Oelberg beleuchteten und über die Mauern von Jerusalem dahinzitterten, da erklangen in allen Vierteln der Stadt die Trompeten und in allen Gassen sammelten sich die Reiter und Fußknechte um ihre Fähnlein. Geharnischt kamen die Ritter und Fürsten aus ihren Quartieren und ritten an die Spitze ihrer Untergebenen, wo sie anhielten, bis von allen Kirchen die Glocken ertönten; dann rückten sie langsam vor bis in die Nähe der Kirche des heiligen Grabes, wo sie halten blieben.

Nicht lange nachher so nahte sich der Patriarch von Jerusalem; in seinem Gefolge befanden sich fast alle Bischöfe des Reiches und eine Menge von der höhern Geistlichkeit; auch die Templer und Johanniter kamen herbei und Alle ordneten sich mit Kreuz und Fahnen

zu einer Prozession, welche mit Gebeten und Gesängen auf die Hauptthüre der Grabeskirche zuwanderten.

Hier hielt die Prozession inne und der Patriarch schaute um sich, um zu sehen, ob derjenige noch nicht käme, dem er heute die Krone aufsetzen wollte. Amalrich kam jetzt auf einem stattlichen Rosse dahergesprengt und zur Seite ritt ihm Milo von Plancy. Der Stolze konnte es nicht unterlassen, mit boshaftem Lächeln auf die Ritter zu schauen, die meistens von den entferntesten Enden des Reiches herbeigekommen waren.

Als die Ritter diese höhnischen Blicke sahen, ergrimmten sie und murrten so laut, daß ihre Unzufriedenheit bis zu den Ohren Amalrichs drang. Da wendete sich derselbe um und gebot ihm, nicht weiter mit ihm zu reiten, sondern allein in die Kirche zu kommen. Er selbst aber stieg von seinem Rosse, küßte dem Patriarchen demüthig die Hand und trat hinter ihm über die Schwelle der Kirche, welche von einer unzähligen Menge von Kerzen hell erleuchtet war.

Sogleich brauste die Orgel und die andächtige Menge fiel ein mit inbrünstigem Gesange. Da legte der Patriarch das Meßgewand an und begann das Hochamt zu singen, wobei zwei Bischöfe ihn bedienten. Amalrich kniete während der heiligen Handlung seitwärts auf einem Stuhle mit rothem Polster und er war so andächtig, daß die Fürsten und Prälaten sich an ihm erbauten und begeisterten.

Nach Beendigung des Hochamtes nahm der Patriarch die goldene Krone aus einem Kasten und legte sie auf den Altar, so daß sie von allen Umstehenden konnte gesehen werden. Zu Amalrich aber sprach er:

„Tritt vor, du Bruder des tapfern Balduin, damit ich nach seinem Wunsche die Krone von Jerusalem auf dein Haupt setze und dich mit dem heiligen Oel salbe."

Der Graf erhob sich von seinem Bänklein und warf sich mit tiefen Seufzern auf der ersten Altarstufe nieder, wo er in liegender Stellung verharrte, bis der Patriarch ihm gebot, aufzustehen.

„Amalrich", sprach der greise Mann, „Gott hat dich gewürdigt, sein Nachfolger zu werden. Leiste mir nun einen feierlichen Eid, daß du die Gesetze des Landes halten und würdig die Krone tragen willst."

Amalrich hob die beiden Schwurfinger in die Höhe und sprach die Worte des Schwures so deutlich nach, daß sie in allen Winkeln der Kirche konnten verstanden werden.

Als dieses geschehen war, näherte sich ihm der Patriarch mit dem heiligen Oele und salbte ihm das Haupt und die Stirne; dann hob er ihn auf, führte ihn auf die höchste Stufe des Altares und setzte ihm die goldene Krone auf das Haupt.

Da riefen die Fürsten und alles Volk: „Heil dem Könige Amalrich von Jerusalem!"

Draußen aber pflanzte sich der Ruf fort, und alle, welche in der Stadt Jerusalem waren, sowohl die Soldaten als das Volk, riefen nach: „Heil dem Könige Amalrich von Jerusalem!" Die Glocken aber machten es mit ihren ehernen Zungen noch über das Weichbild von Jerusalem hinaus kund, daß wieder ein König auf dem Throne Davids saß, der das christliche Reich von Jerusalem schützen und schirmen und der seine Feinde mit scharfem Schwerte vertilgen solle.

S. 14.



Ausführ., Stich u. Druck durch Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, König Amalrich.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Der neue König nahm nun Platz auf einer besonders errichteten Estrade, und alle Fürsten und Würdenträger kamen herbei, schwuren den Eid der Treue in seine Hand und nahmen die Grafschaften und Fürstenthümer, welche sie von seinem Bruder besessen, zu Lehen.

Der Patriarch Aimerich aber, als die Ceremonie vorüber war, lud ihn ein, mit ihm in die Kammer zu treten, wo die Gewänder der Priester und die heiligen Geräthe aufbewahrt wurden. Dort redete er ihn an: „König von Jerusalem, du lebst in unrechtmäßiger Ehe mit Agnes, Tochter des jüngern Grafen Jocclin. Thue diese Verbindung von dir, denn wer am höchsten im Lande steht, soll seinen Unterthanen kein böses Beispiel geben.

Der König hatte nicht erwartet, daß eine solche Forderung an ihn gestellt werde, deßhalb erschrack er und fand im Anfange keine Antwort. Als er aber sah, wie sich die Stirne des greisen Patriarchen in Falten legte, da zögerte er nicht und sprach: „Du hast wahr geredet, die Ehe ist eine unerlaubte, weil Agnes mir verwandt ist. So will ich denn, obschon mit schwerem Herzen, diese Verbindung von mir thun, denn ich weiß, daß ich meine Stellung nur dann würdig ausfüllen kann, wenn kein Makel an mir haftet und die Geistlichkeit zu mir steht."

Da war Freude in Jerusalem und Alle priesen den Mann, welcher Gehorsam nach den Satzungen der Religion wandelte.

Der Zug verließ nun die Kirche und bewegte sich nach dem königlichen Palaste, wo ein großes Bankett

gehalten wurde, zu dem alle Fürsten und die höchsten Würdenträger der Kirche geladen waren. Milo von Plancy aber ging mit mürrischem Antlitze umher, denn es kränkte ihn, daß er bei der Procession aus der Nähe des Königs verwiesen worden war.

Amalrich folgte ihm mit den Augen und er war mehr als einmal im Begriffe, ihn zu sich heran zu rufen, um ihn zu versöhnen, aber die Blicke der Fürsten hielten ihn zurück. Jedoch war er traurig in seinem Gemüthe um den lieben Freund und er nahm sich im Stillen vor, ihn zu belohnen.

Als nun das Mahl vorüber war, und die Fürsten und Herren sich in ihre Quartiere zurückgezogen hatten, begab sich auch der König in seine Gemächer. Es waren ihm jetzt alle diejenigen geöffnet, worin sein Bruder Balduin vordem gewaltet. Erhitzt vom Genusse des Weines und noch mehr berauscht von der hohen Würde, welche ihm zu Theil geworden, schritt er von Zimmer zu Zimmer und kam in den Thronsaal, wo der goldene Stuhl seine Blicke auf sich zog. Wie oft hatte er früher, als ein demüthiger Vasall vor demselben gestanden und auf einen gnädigen Blick aus den Augen des Herrschers gewartet! Heute war es anders; heute gehörte der Thron ihm und alle Andern mußten vor demselben stehen und sich ihm beugen.

Bei diesem Gedanken erfaßte ihn der Hochmuth, und indem er sich in den goldenen Sessel niederließ, verlor er sich in lockenden Phantasiegebilden. Während er nachsann, schritt Milo durch die Säulen des Thronsaales und warf höhnende Blicke auf Amalrich. „Armer Mensch", murmelte er, „kannst du deiner

Größe nicht Herr werden und dich nicht zähmen, bis der erste Reichstag versammelt ist?"

Und, hervortretend aus dem Schatten der Säulen, legte er sein Antlitz in traurige Falten, beugte das Haupt und nahte sich dem Könige, indem er sprach: „Hoher Herrscher, erlaube mir, daß ich nach Frankreich zurückkehre."

Amalrich schaute verwundert auf und entgegnete: „Es sei ferne von mir, daß ich dir eine solche Erlaubniß gebe. Die wenigen Stunden seitdem ich König bin, habe ich Dinge versprechen müssen, welche meinem Herzen widerstreben. Es scheint, daß man haben will, ich soll alles Menschliche von mir abstreifen und wie ein Heiliger das Land regieren. Nein Milo, du bleibst bei mir; ich bedarf deines heitern Sinnes und deiner hingebenden Freundschaft."

„O mein König und Herr", entgegnete Milo, „wie kann ich glauben, daß es also ist, da schon heute morgen ein Blick der Fürsten hingereicht hat, mich aus der Nähe des Königs zu bannen?"

„Milo", sagte Amalrich und ergriff seine Hand, „heute morgen saß die Krone von Jerusalem noch nicht auf meinem Haupte; ich mußte vorsichtig sein, damit sie mir nicht im letzten Augenblicke noch vorenthalten wurde. Jetzt habe ich diese Rücksichten nicht mehr zu nehmen, sondern kann meine Gunst nach Gefallen austheilen. Komm an meine Brust und nenne mich, wie früher, deinen lieben Amalrich."

Milo umfaßte ihn mit den Armen und stellte sich so gerührt, daß seinen Augen Thränen entströmten. Der König aber legte die Hände auf seine Schultern

und sprach: „Ich ernenne dich zum Seneschall des Königreiches von Jerusalem und ich werde dir so viel Macht geben, daß du ohne Furcht sowohl in meinem Palaste als im Reiche wandeln kannst!“

Da drückte er den König noch heftiger an seine Brust und versprach, ihm immer ein treuer Freund zu bleiben.

Zweites Kapitel.

Der Brief des Königs.

Von Stunde an war die Freundschaft der beiden Männer wieder befestigt und sie waren noch unzertrennlicher, als früher. Leider war dieses Verhältniß nicht zum Vortheile des Landes, denn Milo rieth dem Könige zu vielen Dingen, die besser unterblieben wären. Uebrigens konnte Amalrich auf seine Treue bauen und der festen Versicherung leben, daß seine Aufträge von ihm auf das beste vollführt wurden, besonders, wenn sie für andere kränkend oder nachtheilig waren. So nahm er auch jetzt mit Freuden den Befehl entgegen, nach Joppe zu reisen und der unglücklichen Agnes zu berichten, daß der König Amalrich sie verstoßen habe, weil sie ihm zu nahe verwandt sei und die Kirchenfürsten diese Ehe für unerlaubt und unheilig erklärt hätten.

Fröhlichen Herzens machte er sich auf den Weg; da er aber einen Hinterhalt von Seiten seiner Feinde fürchtete, so ließ er sich vom Könige ein Fähnlein

Reiter und Fußknechte mitgeben, damit diese ihn bei etwa auftauchenden Fährlichkeiten beschützen könnten.

Das Gerücht hat schnelle Füße; es war dem Seneschall schon voraus nach Joppe geeilt und hatte Agnes vorbereitet. So schmerzlich ihr auch die Botschaft war, so fand sie doch Kraft genug, sich gegen die Schadenfreude Milo's zu panzern, also daß sie ihn ohne Thränen empfangen konnte.

„Sage deinem Herrn", sprach sie, „daß ich seinen Befehl vernommen habe. Als ich ihm meine Hand und mein Herz gab, da dachte ich nicht, daß ein Tag kommen würde, wo er mir beides zurückzugeben für nothwendig und geboten fände; ich hielt mich für alle Zeiten an den Mann gebunden, dem ich Treue geschworen und stand ihm in allen Widerwärtigkeiten fest zur Seite, die Freuden und Ehren des Thrones aber soll ich nicht mit ihm theilen. Wohlan, es geschehe nach seinem Wunsche, und möge er in seiner Wahl glücklicher und beständiger sein."

Mit diesem Bescheide verließ Milo die Stadt und kam nach Jerusalem zurück, wo er den König in tiefem Sinnen traf.

„Welche wichtigen Dinge bewegen dein Herz?" fragte er. Der König holte eines der großen Pergamentbücher aus dem Schranke, schlug es auf und sprach: „Lies hier!"

Ein Lächeln umspielte die Lippen des Seneschall und er gab zur Antwort: „Mein Herr und König, du vergissest, daß ich die edle Kunst des Lesens nie erlernte, weil mir mein Schwert selten Zeit ließ, hinter den Büchern zu sitzen."

„So höre!“ entgegnete der König. „Meine Vorfahren haben in diesen Büchern ihre Gedanken niedergelegt und ausgesprochen, was ihnen für das Reich von Jerusalem nothwendig erschien. Alle kommen darin überein, daß das Land Egypten von uns bezwungen werden muß. Das Land ist nicht allein reich und fruchtbar, so daß es uns in Zeiten der Noth von seinen Vorräthen mitgeben könnte, sondern seine Kriegsheere thaten uns auch zu allen Zeiten großen Schaden. Sie hatten beständig große Flotten auf dem Meere, mit denen sie die Schiffe der Pilger enterten, die Christen beraubten und sie in Gefangenschaft schleppten, um von ihren Angehörigen ein großes Lösegeld zu erpressen. So war es früher, so ist es auch noch heute, ja es ist schlimmer als jemals, denn dort entsteht eine Macht, die uns bald gefährlich werden muß. Sieh, der Kalif Abed, welcher zu Kahira auf dem Throne seiner Väter sitzt, ist nur ein schwacher Mann, ein Schattenfürst, welcher den Namen eines Herrschers wahrlich nicht verdient. Zwischen den Weibern seines Harems sitzend, denkt er nur an Vergnügen und Wohlleben und kümmert sich nicht um die Leitung des Landes. Statt seiner regieren die Veziere und maßen sich den stolzen Titel Sultan an. Von diesen Vezieren wird uns mit der Zeit Schlimmes kommen, denn ich sehe voraus, daß sie sich der Herrschaft bemächtigen und das schöne Land für sich in Besitz nehmen werden.“

Was Amalrich seinem Günstlinge berichtete, verhielt sich in der That so. Das Ansehen der Kalifen war in einem hohen Grade geschwächt und unter-

graben. Die letzten Herrscher waren durch Gift und Schwert aus dem Wege geschafft und der Thron mit Unmündigen besetzt worden, welche nicht im Stande waren, das gesunkene Ansehen wieder zu erheben. Ein solcher Schattenfürst war auch Abed, der jetzige Beherrscher von Egypten. Nur die Heiligkeit seines Priesterthums und die Abstammung vom Propheten breitete noch einen Nimbus um ihn, den man sich scheute, zu durchbrechen.

Gerade jetzt waren die Verhältnisse in Egypten zerrütteter als jemals und Amalrich versprach sich von einem raschen Angriffe einen günstigen Erfolg.

„Was meinst du zu meinem Gedanken?“ fragte er seinen Günstling.

„Ich bin zu unbekannt mit den egyptischen Verhältnissen“, gab dieser zur Antwort; „sage mir, was für Dinge dort vorgegangen sind und ich will dir meinen Rath nicht vorenthalten.“

„Hm“, entgegnete der König kopfschüttelnd, „der Freund des Königs von Jerusalem sollte mit der Lage von Egypten aufs Innigste vertraut sein. Doch höre! Vor etlichen Jahren noch war Abed Vezir von Egypten und nannte sich Sultan Adel. Unter seinen Sclaven befand sich einer von großen Fähigkeiten und einem unbezähmbaren Ehrgeize. Schaver war sein Name. Dieser stieg durch seine Geschicklichkeit in kurzer Zeit zu hohen Würden und als er die Umstände günstig fand, so begann er seinen Herrn zu bekriegen und errang so große Vortheile, daß die Truppen sich von Abed abwandten und dem Schaver zufielen. So ist es in jenem Lande immer gewesen; die faule Menge schlägt

sich auf die Seite desjenigen, dem das Glück zulächelt. Der Sclave Schaver nennt sich jetzt Sultan Schaver, und er ist nächst dem Kalifen der Höchste im Lande; aber es scheint, daß er seines Besitzes nicht lange froh werden soll, denn Dargam, der ebenfalls ein Sclave gewesen, hat sich jetzt gegen Schaver erhoben, und die Zeichen sprechen dafür, daß er ihn aus seiner angemaßten Herrschaft verdrängen wird, ehe viel Zeit vergeht."

Milo antwortete: „Wenn du gewiß bist, daß du auf deinem Zuge große Vortheile erringen kannst, so thue es, denn du weißt, daß viele von den Fürsten und Baronen nur ungern deinem Scepter unterworfen sind. Wenn aber dein Arm stark wird und deine Macht sich vermehrt, so werden sie es nicht wagen, dir entgegen zu sein." Heimlich dachte er, daß auch er dann in seiner Würde als Seneschall keine Anfeindung erleiden würde.

Von diesem Augenblicke an stand der Zug nach Egypten bei ihm fest, nur mußte er noch nach einer schicklichen Ursache suchen, um in ein Land zu fallen, mit dessen Kalifen er im Frieden lebte. Aber er blieb nicht lange um einen Grund in Verlegenheit; Kalif Abed hatte einst in der Bedrängniß seinem Bruder Balduin einen jährlichen Tribut versprochen, der aber nicht ausgezahlt worden war.

Da er sich fortwährend mit dem Gedanken an Egypten abmarterte und deßhalb viele schlaflose Nächte hatte, so vertraute er sich nach und nach einzelnen, einflußreichen Fürsten an, welche nicht allein seine heimlichen Gedanken billigten, sondern ihm auch versprachen,

mit Gut und Blut zu seinen Diensten zu sein. Da sandte er einen Kundschafter aus, der sich im Lande Egypten verkleidet auf die Lauer legen mußte, um ihm gleich Botschaft zu bringen, wann wichtige Dinge vorfielen.

Im Beginn des Jahres 1163 sprengte ein Reiter mit verhängten Zügeln auf Jerusalem zu. Es war dunkle Nacht, aber wenn die Wolken den Mond auf einen Augenblick durchleuchten ließen, so sah man, daß er ein Türke war. Jetzt hatte er eines der Thore erreicht und schlug mit einem Hammer, den er im Gürtel trug, dreimal gegen die Pforte, daß das Geräusch weithin in den dunkeln Bogengang erschallte.

Im Innern wurden Tritte hörbar. Die Wachen, welche mit gespannter Armbrust in dem innern Gewölbe auf und abschritten, blieben stehen und lauschten. Es waren zwei Deutsche, die als Pilger in das Land gekommen waren und sich später in den Dienst des Königs Amalrich gestellt hatten.

„Was mag der Reiter noch so spät in der Nacht wollen?“ fragte Gregor.

„Es ist nicht unseres Amtes, darnach zu fragen“, antwortete Christian. „Gehe und wecke den Thorhüter.“

Gregor lehnte seine Armbrust an die Mauer und stieg eine dunkle Steintreppe hinauf. Sie führte in Windungen zu dem Thurme, welcher das Thor überragte. Als er auf der Plattform angekommen war, trat er an das Lager neben einem der Eckpfeiler. Dort lag ein Mann ausgestreckt und schlief so fest, daß Gregor ihn wach rütteln mußte.

„Baudoin“, sprach Gregor, „wache auf!“

Der Thurmwärter reckte sich und sprach: „Hattest du mir nicht versprochen, mich ungestört schlafen zu lassen, bis der Rausch verflogen?“

„Wohl that ich es“, antwortete dieser, „aber es war ein schweres Unrecht. Weil das ganze Land in Ruhe ist und während der Nacht niemals einer dem Thore naht, darum glaubten wir sicher zu sein. Jetzt aber hält ein Reiter vor dem Thore, welcher ungestüm Einlaß begehrt.“

Während Baudoin noch die Augen rieb, tönten wieder die drei Hammerschläge. Der Wächter lehnte sich über die Brustwehr und da in diesem Augenblicke ein Strahl des Mondes über den unten Harrenden flog, so konnte er seine Kleidung kennen. „Bei der heiligen Mutter Gottes“, sprach er, „das ist ein Muselmann. Soll ich ihm mit einem Steine den Kopf zerschmettern?“

„Nein“, sprach Gregor, „wer weiß, ob nicht eine Schaar kecker Gesellen im Hinterhalte liegt. Siehst du nicht ihrer mehrere?“

„Niemanden, die Gegend ist rein, und wahrlich, dieses Thor wäre zu einem Angriffe übel gewählt. Der Mann ist allein. Dennoch aber könnte es sein, daß sie hinter der Biegung der Mauer versteckt liegen. Komm, laß uns hinabsteigen und ihn einlassen. Vielleicht erpressen wir ihm ein Geständniß, ehe wir genöthigt sind, Allarm zu machen.“

Die beiden Männer stiegen vom Thurme herab; die Wächter stellten sich zu beiden Seiten des Pförtchens und hielten die gespannte Armbrust schußbereit. Baudoin aber nahm den gewaltigen Schlüssel aus dem

Bunde und schloß auf. Das Pförtchen war so enge, daß der Reiter sein Pferd kaum hineinzwängen konnte, und Baudoin schloß so schnell hinter ihm zu, daß er fast den Schwanz des Thieres klemmte.

Gregor und Christian stützten die Armbrust an die Mauer, rissen den Reiter vom Pferde und legten die Fäuste um seinen Hals.

„Verfluchter Heide", schrie Gregor, „welch Teufel hat dich auf den Gedanken gebracht, dich hier einzuschleichen? Bekenne den Augenblick, wo deine Kameraden im Hinterhalte liegen oder wir würgen dich!"

„So laßt doch los, ihr Meuchelmörder!" würgte der vermeintliche Türke heraus. „Ich bin kein Muselmann, sondern ein ehrlicher Deutscher aus dem Schwabenlande, der für das heilige Grab ausgezogen ist und jetzt im Dienste des Königs Amalrich steht. Hier ist sein Ring und Wappen, welche mir hoffentlich freien Durchgang gewähren werden."

„Aber zum Teufel, Bernhard von Zollingen, was bestimmt euch, eine solche Maske anzunehmen, die euch zwanzigmal in einem Tage den Tod bringen kann?"

„Das sind nicht eure Sachen", antwortete er. „Sorget nur, daß ich unangehalten bis zum Palaste des Königs gelangen kann, denn ich habe ihm wichtige Mittheilungen zu machen."

Christian wollte die übrigen Wächter aus dem Schlafe wecken, aber das dauerte ihm zu lange, rasch schwang er sich wieder auf sein Thier und sprengte durch die stillen Gassen der Burg zu. An einer Hinterpforte sprang er aus dem Sattel, band das Pferd an einen Eisenring und klopfte mit dem Hammer.

Sogleich wurde die Thüre geöffnet, und ein paar Lanzenspitzen starrten ihm entgegen.

„Weg mit den Zahnstochern“, sprach er; „gebt freie Bahn! Bernhard von Zollingen muß sogleich zum Könige. Da sind Wappen und Ring zum Zeichen der Wahrheit.“

Sogleich wurden die Lanzen zurückgezogen und der Ritter stieg so kräftig die steinernen Treppenstufen hinan, daß die Sporen klirrten und der Säbel rasselte.

Ramleh und Zadock, die beiden Wächter im Vorzimmer des Königs, hörten das Geräusch seiner Schritte und blieben lauschend stehen. Jetzt flog die Thüre auf und Bernhard trat ein.

„Beim Barte des Propheten!“ rief ihm Zadock entgegen, „du irrst dich, wenn du glaubst, daß ein Muselmann für den andern seinen Herrn verräth. Ziehe dich im Augenblicke zurück, wenn dir dein Leben lieb ist!“

„Schweig, Zadock“, sprach Bernhard, „ich bin kein Muselmann, sondern ein Christ und muß sogleich mit dem Könige sprechen.“

Durch den Klang der bekannten Stimme enttäuscht, gab Zadock lächelnd zur Antwort: „Beim Propheten, Ritter, es fehlte nicht viel, so hätte ich euch meinen Dolch zwischen die Rippen gebohrt. Dem Reste meines Gefühles für die Muselmänner habt ihr es zu danken, daß es nicht geschehen. Zum Könige aber könnt ihr jetzt nicht kommen, denn er schläft.“

„Wecke ihn auf meine Gefahr, denn ich habe strengen Befehl, keinen Augenblick mit meiner Botschaft zu säumen, möge es bei Nacht oder am Tage sein.“

Zadock öffnete die Thüre zum Schlafgemache des Königs. Eine Ampel, welche von der Decke des Gemaches niederhing, verbreitete einen rosenrothen Schimmer und beleuchtete den seidenen Vorhang des Bettes, in welchem Amalrich schlief. Der Wächter näherte sich diesem Vorhange und, ohne ihn zu öffnen, sprach er: „Verzeihen Ew. Majestät, daß ich in der Nachtstunde Ihren Schlaf störe; der Ritter Bernhard von Zollingen ist angekommen und giebt vor, daß er den König von Jerusalem ohne Verzug sprechen müsse."

Der König erwachte, schob den Vorhang bei Seite und erhob sich. Schnell ein Gewand überwerfend, befahl er, daß der Ritter sogleich eintrete.

Bernhard verbeugte sich tief und begrüßte den König. Dieser aber gab ein Zeichen, daß die Wachen sich zurückzögen und die Thüre geschlossen werde. Als es geschehen war, reichte er Bernhard die Hand und fragte: „Welche Nachrichten bringst du?"

„Vortreffliche", antwortete der Ritter. „In der Kleidung eines Muselmannes habe ich lange zu Kahira auf der Lauer gelegen und die Ereignisse belauscht. Sultan Schaver hat dem Sclaven Dargam, der sich, wie er selbst, nach und nach zu hoher Stellung erhob, weichen müssen. Dargam ist jetzt Vezir und nennt sich Sultan. Als die Soldaten sahen, daß ihren Herrn das Unglück verfolgte, da fielen sie von ihm ab und wandten sich, wie es ihre Gewohnheit ist, dem neuen Stern zu. Schaver aber, noch vor wenigen Wochen der allmächtige Günstling, wohl einsehend, daß die Tage seines Glanzes vorüber waren, hat die Flucht genommen und ist aus Egypten gewichen. Wenn der

König von Jerusalem noch immer den Gedanken hegt, das schöne Nilland in seinen Besitz zu bekommen, so möchte kaum eine andere Zeit so günstig sein, denn noch ist Dargam's Macht nur wenig befestigt und es wäre nach meiner Ansicht ein Leichtes, den verjagten Schaver zum Freunde und Bundesgenossen zu gewinnen."

Amalrich nickte lächelnd mit dem Kopfe und sprach: „Ritter, du verstehst eben so gut zu schreiben, wie zu kämpfen. Dort steht Schreibzeug; setze dich und schreibe nieder, was ich dir sage." Der König dictirte ihm nun einen Brief an alle Lehensfürsten des Reiches, so wie auch an die Bischöfe und Aebte in die Feder, worin sie aufgefordert wurden, in kürzester Frist mit allen Mannen, über welche sie verfügen konnten, in Jerusalem zu erscheinen, da er die Absicht habe, Egypten mit Krieg zu überziehen.

Als der Brief fertig war, gab er ihm den Befehl, denselben in das Sct. Johanniskloster zu bringen, damit die Mönche unverzüglich Abschriften davon machten. Wenn dieses geschehen, sollten sie in die Königsburg zurückgebracht und mit dem großen Staatssiegel versehen werden.

„Mein allergnädigster Herr und König", antwortete Bernhard, „ich werde deinen Auftrag ausführen, aber erlaube, daß ich zuvor christliche Kleider anlege. Siehe, der Morgen beginnt bereits zu tagen; die Einwohner von Jerusalem möchten es einem Türken übel vermerken, wenn er durch ihre Gassen käme. Wer weiß, ob ich im Stande wäre, deinen Befehl auszuführen."

„Thue so!“ sprach der König, „aber eile so viel du kannst.“

Bernhard von Zollingen begab sich in einen andern Theil des Palastes, wo die dienstthuenden Ritter sich aufzuhalten pflegten, wenn sie die Reihe traf, beim Könige zu sein. In einem Gemache, wo es nicht an Helmen, Harnischen, Kollern und Wämmsern fehlte, blieb er stehen, angestarrt von dem Anführer der Leibwache, der es sich nicht versehen hatte, am heutigen Abende mit einem Türken zusammenzustoßen.

„Bei der schmerzhaften Mutter!“ rief er lachend aus, als er den Ritter in seiner Verkleidung erkannte, „kommst du direct vom römischen Karneval oder bist du in der Gefangenschaft der Türken gewesen?“ „Keins von beiden, mein Freund“, gab er zur Antwort; „ich habe nur als Späher im Kalifat von Bagdad herumgelauert und dem Könige die Botschaft gebracht, daß Streit und Empörung dort ausgebrochen sind. Sieh dieses Pergament an! Wenn du lesen könntest, würdest du finden, daß es wichtige Dinge enthält.“

„Ich kann aber nicht lesen“, gab der Anführer der Leibwache zur Antwort, „darum wirst du wohl thun, mich mit dem Sinne dieser geheimnißvollen Haken und Schnörkel bekannt zu machen.“

„Nun, meinetwegen! König Amalrich hat mir nicht geboten, die Sache geheim zu halten; überdieß wird es nur wenige Tage dauern, dann ist der Brief in Aller Munde und wird auf allen Gassen ausgeschrien. Wisse darum, daß Amalrich einen Zug nach Egypten beschlossen hat. Diese Nilkrokodille müssen gezüchtigt werden, denn ihre Flotten zerstören die Schiffe der

Pilger, welche aus dem Abendland zum Grabe des Erlösers kommen, und ihre Landheere berennen unsere Burgen um Askalon herum."

„Beim Barte des Patriarchen von Jerusalem", rief der Anführer; „so lange ich im heiligen Lande weile, hat niemals eine so frohe Kunde mein Ohr berührt! Nach Egypten! Herr Gott, wie werden wir drein schlagen und den Ungläubigen die Füße zum Laufen richten. Ich habe bei Damiette ein Gelübde gethan, mich für die Wunden zu rächen, welche sie damals meinem Körper geschlagen. Jetzt endlich wird es mir möglich werden, mein Versprechen zu erfüllen."

Ritter Bernhard hatte unterdessen die Kleider gewechselt und das Pergament wieder zu sich gesteckt. Mit raschen Schritten verließ er den Palast und eilte durch die Straßen von Jerusalem, in denen sich bereits die Einwohner regten, um ihren Geschäften nachzugehen. Hier und dort wurde er angerufen, weil sie ihn so lange nicht gesehen hatten. Sie wollten wissen, wo er die Zeit über gewesen und welche Nachrichten er aus dem Lande mitbrächte.

„Ich habe keine Zeit, mit euch zu plaudern", sprach er, „denn ich muß im Dienste des Königs zu den Johannitern eilen, aber ehe die Sonne untergegangen ist, werdet ihr wissen, was im Anzuge ist. Alle, welche gerne und freudig ihr Schwert gebrauchen, werden sich freuen und frohlocken."

Bald hatte er das stattliche Gebäude der Johanniter erreicht und schlug mit seinem eisernen Hammer gegen das Thor. Vorsichtig steckte der Bruder Pförtner

seinen Kopf durch die kleine Oeffnung, um nach dem Klopfenden zu schauen.

„Mein Freund“, sprach er; „wie kommst du dazu, die heilige Ruhe dieses Hauses so früh zu stören?“

„Ehrwürdiger Vater, ich komme auf Befehl des Königs“, gab der Ritter zur Antwort. „Habt die Güte, mich sogleich beim Großmeister zu melden.“

Sobald der Mönch den Namen des Königs aussprechen hörte, verneigte er sich tief, hieß den Ritter eintreten und begab sich hinweg. Nach einiger Zeit kam er zurück und bedeutete ihm, zu folgen. Durch hohe hallende Gänge, die mit marmornen Sculpturen bedeckt waren, wurde der Ritter in einen großen Saal geführt, dessen Wände mit Oelgemälden, welche das Leiden und Sterben des Erlösers zum Gegenstande hatten, bis unter die Decke geschmückt waren.

Zu der entgegengesetzten Thüre kam der Großmeister herein, verneigte sich und fragte, was der König ihm zu entbieten habe.

Bernhard von Zollingen zog das Pergament aus seinem Kleide, legte es dem Prior vor und erklärte ihm den Wunsch Amalrichs. Der Großmeister überflog die Zeilen mit den Augen und ein leichtes Roth der Ueberraschung färbte seine Wangen. Schon hatte er einen Freudenruf auf der Zunge, aber eingedenk der Vorsicht, womit man königliche Dinge behandeln muß, schluckte er das Wort wieder nieder.

„Ei, hochwürdigster Herr“, sprach der Ritter, „Ihr braucht Eurer Freude keinen Zwang anzuthun, denn ich glaube fest und sicher, daß alle, welche die Livree der Kirche tragen, bei der Verkündigung dieses B

in Entzücken gerathen und ihres Frohlockens nicht Meister werden können."

„Wohl denn, Herr Ritter, so mögt Ihr wissen, daß ich mich in der That mehr freue, als wenn mir ein persönliches Glück widerfahren wäre. So lange der Kalif von Egypten nicht überwunden ist, werden die Pilger stets in Gefahr schweben. Glaubt mir, Ritter, daß ich mein Schwert niemals lieber gezogen habe, als ich es in dem bevorstehenden Kampfe thun werde. Nun aber folgt mir zu den Mönchen, damit ihr mit eigenen Ohren hört, daß ich in dem königlichen Auftrage nichts vergesse."

Der Großmeister führte ihn in einen andern geräumigen Saal, wo an großen Tischen kunstgeübte Mönche saßen, welche in dicke Pergamentbücher schrieben. Bernhard, welcher ein Kenner und Bewunderer der Schreibkunst war, beugte sich hier und dort über die Blätter und prüfte ihre Leistungen. Ein Lächeln der Befriedigung flog über seine Lippen, denn die Mönche schufen in diesem Saale wahre Meisterwerke. Die Buchstaben waren nicht allein in der schönsten Form ausgeführt und mit goldenen und silbernen Arabesken verziert, zwischen denen die schönsten Farben schimmerten, sondern es zeigten sich auch an schicklichen Stellen schöne Bilder, wahre Meisterwerke der Kunst, wie man sie heute nur in reichen Handschriftensammgen als große Seltenheiten sehen und anstaunen kann.

„Legt eure Arbeiten bei Seite", redete der Großmeister sie an, „und beginnt sogleich mit allem Fleiße, diesen Brief des Königs abzuschreiben. Gönnt euch keine Ruhe, bis die Arbeit vollbracht ist, denn es gilt

einem heiligen Zwecke, dessen Ausführung durch uns nicht verzögert werden darf."

Der oberste Schreibmeister erhob sich von seinem Stuhle, nahm das Pergament und ging zu einer großen, schwarzen Holztafel, welche auf einem Geschräge stand. Dort nahm er aus einem Kästchen ein Stück Kreide und begann, den Brief mit großen Buchstaben, so daß sie von Allen konnten gesehen werden, niederzuschreiben. Sogleich griffen die Mönche nach den leeren Pergamenttafeln, welche vor ihnen lagen und begannen, das Vorgeschriebene nachzuschreiben, so daß der wichtige Brief von Allen zugleich gefertigt wurde.

„Wann gedenkt Ihr fertig zu sein?" fragte der Ritter.

„Heute Abend, ehe die Sonne ihre letzten Strahlen über die Kirche des heiligen Grabes ausgegossen hat, magst du kommen, um ihn abzuholen", gab der Großmeister zur Antwort.

Bernhard von Zollingen verneigte sich und ging zum Palaste zurück. Dort herrschte bereits eine ungewohnte Thätigkeit. Diener liefen hin und her, Ritter kamen und gingen und auf allen Gesichtern thronte die Freude.

Am Abende ging er, um die Pergamentrollen zu holen und sie mit dem Siegel des Königs zu versehen. Bei einbrechender Nacht aber sprengten zahlreiche Boten von dannen, um die Briefe an alle Fürsten und Barone zu bringen. Die Einwohner, welche noch nicht so vollständig über die projectirten Pläne im Reinen waren, standen noch spät auf den Gassen und an den Eingängen ihrer Wohnungen und erschöpften sich in

tausend Vermuthungen. Daß etwas im Werke war, das wußten sie alle, aber was, das konnten nur die Wenigsten sagen. An Egypten, jenes Reich, welches sich durch seine Macht und Ueberlegenheit so sehr auszeichnete, dachte man nicht und blieb also der Wahrheit ziemlich ferne.

Drittes Kapitel.

Amalrich holt sich den Tribut.

Kaum waren acht Tage vergangen, als die aufgebotenen Fürsten mit ihren Mannen in die Stadt zogen und sich in den Straßen lagerten. Ihrer kamen immer mehr und mehr, so daß Jerusalem sie am Ende nicht mehr alle fassen konnte. Da kam eines Tages der Befehl zum Ausmarsche; deßhalb erscholl die Luft vom Jubelschrei der streitlustigen Ritter und Fußsoldaten. Die Zurückbleibenden aber weinten bittere Thränen, denn sie konnten im Voraus nicht wissen, ob ihre Väter, Gatten und Brüder aus dem fremden Lande jemals wieder zurückkommen würden.

Als der König Amalrich hoch zu Roß aus seinem Palaste zog, von den vornehmsten Fürsten des Reiches umgeben, da erdröhnte die Luft von tausendstimmigem Willkommgruß. Die Zinken und Trompeten erklangen und das Heer setzte sich in Bewegung. Draußen vor dem Thore ließ der König die sämmtlichen Streiter sich in einem großen Kreise aufstellen und redete sie mit lauter Stimme an: „Ihr Bischöfe und Aebte, ihr

Fürsten und Barone, Reiter und Fußknechte, wir ziehen hinab nach Egypten, um dieses Volk zu züchtigen wegen der vielen Frevel, die es an den Pilgern verübt. Streitet wacker für die Sache des heiligen Grabes. Wenn der Sieg eure Waffen krönt, dann wird das Meer frei werden und kein feindliches Schiff wird den Pilger des Abendlandes länger beängstigen und belästigen. Eure Dörfer und Städte werden nicht mehr zu leiden haben von den Einfällen der Heiden, und wenn die heiße Sonne euch eine reiche Ernte verweigert, dann werdet ihr von Egypten genährt werden; denn es ist ein fruchtbares Land, dem es an nichts gebricht. Auf also und achtet keiner Mühseligkeit! Gedenket, wie viel Christenblut an den Händen der Muselmänner klebt und seid tapfer."

Als er zu sprechen aufhörte, erhoben alle Kämpfer ihre rechte Hand und gelobten ihm Treue bis in den Tod. Unter dem Schalle der Trompeten und Hörner setzte sich der Zug wieder in Bewegung und bald stiegen dichte Staubwolken gegen Himmel, welche den Nachschauenden das Heer verbargen.

Unverweilt zog nun König Amalrich nach Egypten und stieß gleich am Eingange des Landes auf den Sultan Dargam, den ehemaligen Sclaven. Dieser, der sich kaum in seiner angemaßten Würde sicher fühlte, sah mit Angst und Schrecken das christliche Heer nahen und er sandte sogleich Herolde an den König Amalrich. Sie hatten weiße Tücher an die Spitzen ihrer Lanzen gebunden und wehten damit, zum Zeichen, daß sie in friedlichen Absichten kämen.

Da gab der König Befehl, daß sie in's Lager ge-

führt würden. Sie müßten von ihren Pferden steigen und zu Fuße gehen; anfangs durften sie unverbundenen Auges durch die Reihen der christlichen Kämpfer schreiten, damit sie einen abschreckenden Eindruck an den starken Rüstungen der Ritter und der Menge der Soldaten bekämen. Als sie aber Alles gesehen hatten, was ihnen Furcht einflößen konnte, da wurden ihnen die Augen mit einem Tuche zugebunden, so daß ihre Gedanken volle Freiheit hatten, sich die Rüstungen immer schrecklicher und schrecklicher vorzustellen, obwohl sie in der Wirklichkeit nichts Neues mehr hätten sehen können.

Als sie im Zelte des Königs angekommen waren, wurden die Tücher von ihren Augen genommen, und Amalrich, welcher auf einem reichen Throne saß, fragte nach ihrem Begehren. Da warfen sich die Herolde nach heidnischer Art vor ihm auf das Angesicht nieder, küßten seine Füße und sprachen: „Sultan Dargam, welcher die Hand und das Auge des Kalifen Abed von Egypten ist, sendet uns zu dir, um dich zu fragen, warum du das Land seines Herrn mit Kriege überziehst."

„Steht auf eure Füße und schaut mir in's Angesicht", antwortete Amalrich, „denn es geziemt sich nicht, daß der Mensch vor seines Gleichen im Staube liege."

Die Herolde erhoben sich nur scheu und zögernd, denn sie begriffen gar nicht die Möglichkeit, daß ein gemeiner Sterblicher sich herausnehmen dürfe, vor einem Könige zu stehen.

„Nun hört, was ich auf die Frage Dargam's zu antworten habe", fuhr Amalrich fort. „Wie mag sich

Dargam, der niedrige Sclave, den stolzen Titel eines Vezirs und Sultans anmassen? Er ist dem Staube entstiegen und trägt den Stempel der Niedrigkeit an seiner Stirne; nur durch Verrath und Empörung hat er zu der Stellung gelangen können, die er jetzt unrechtmäßiger Weise bekleidet. Es ist das freilich nicht unsere Sache, aber ich mußte sie erwähnen, weil es unbegreiflich ist, daß ein Sclave sich erkühnt, Fragen an einen gekrönten und gesalbten König zu richten.

Wenn wir dennoch Antwort auf diese Frage geben, so geschieht es nur, um auch dem Muselmanne zu zeigen, daß wir uns auf einem gerechten Kriegszuge befinden. Ist es nicht von jeher Sitte der Egypter gewesen, daß sie mit ihren Flotten die Schiffe der christlichen Pilger angriffen, welche aus ihrem Vaterlande zogen, um am heiligen Grabe zu beten? Haben sie nicht unzähligemale die Pilger ihres Eigenthums beraubt oder sie gar grausam gemartert und getödtet? Ihr könnt das nicht leugnen; darum stelle ich die Frage, was würdet ihr thun, wenn wir mit unsern Heeren über die muselmännischen Pilger herfielen, welche in toller Verblendung nach Mekka ziehen? Würdet ihr nicht glauben, vollen Grund zum Kriege zu haben?

Aber ihr habt euch damit nicht begnügt, sondern seid auch über Burgen und Städte in unserm Lande hergefallen, habt die wehrlosen Orte angegriffen, geplündert und verbrannt und die Einwohner getödtet oder in Gefangenschaft geschleppt. Wie wollt ihr euch beklagen, wenn wir desgleichen thun, nur ehrlicher und aufrichtiger im offenen Kriege?

Doch, es giebt noch eine andere Ursache, und diese

ist wahrlich nicht die geringste. Als mein Bruder, der verstorbene König von Jerusalem euern Kalifen erzittern machte, da schloß dieser einen Friedensvertrag mit ihm und versprach in Angst und Beben, einen jährlichen Tribut an die Könige von Jerusalem auszuzahlen. Kaum aber war die Geißel von seinem Lande gewichen, so hat er sich treulos geweigert, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Wohlan, saget dem Sclaven Dargam, der sich fälschlich einen Sultan nennt, daß ich gekommen bin, mir den Tribut zu holen und ihn für seine Treulosigkeit zu züchtigen."

Als er also gesprochen hatte, überreichte er jedem der Herolde eine schwere Goldkette zum Geschenke, ließ ihnen abermals die Augen verbinden und befahl ihnen, sich unverzüglich zu ihrem Herrn zurückzubegeben.

Sie flogen auf ihren raschen Rossen von dannen und berichteten treulich die Worte, welche ihnen vom Könige waren gesagt worden. Da wurde Dargam von Schrecken erfaßt und er wagte nicht, dem Könige entgegenzuziehen, obschon sein Heer dreimal so groß war, als das der Christen. In panischem Schrecken eilte er mit seinen Truppen hinter die festen Mauern der Stadt Pelusium und schickte Eilboten durch das Land, damit alle wahrhaften Männer, welche noch nicht bewaffnet waren, in die Feste zögen.

König Amalrich aber, nachdem er noch einen Tag gerastet hatte, zog mit den Streitern des Kreuzes weiter und bekam bald die Stadt Pelusium mit ihren Mauern und zahlreichen Thürmen zu Gesichte. Sultan Dargam hatte ein mächtiges Heer hinausziehen und sich in der

Nähe der Stadt lagern lassen, damit es den ersten Anprall der Christen zurückhalte.

Diese waren aber kaum der Heiden ansichtig geworden, als sie sich mit lautem Geschrei auf dieselben stürzten, sie mit ihren Rossen niederrannten, mit Lanzen an die Erde bohrten, mit ihren Pfeilen beschossen und mit den Schwertern niederhieben. Da wagten sie nicht länger Widerstand, sondern eilten mit jämmerlichem Wehklagen in die Stadt, wo die Thore alsbald hinter ihnen geschlossen wurden.

Die feige Flucht erhöhte noch die Kampflust der Christen und sie nahmen sich vor, nicht zu rasten, bis die Stadt in ihren Händen sei. Als sie die Augen aufhoben, gewahrten sie, daß die Mauern, Zinnen und Thürme von unzählbaren Schaaren der Heiden besetzt waren. Sogleich ließ Amalrich die Pfeile gegen sie richten und sie flogen herüber und hinüber, wie ein dichter Regen. Zugleich ließ er die Sturmböcke an die Mauer gehen, welche dieselbe mit gewaltigen Stößen erschütterten. Aus Balken und Eisen wurden hohe Thürme errichtet, welche, nahe an den Mauern stehend, den christlichen Rittern als Treppen und Brücken dienten, um auf die Mauern zu gelangen. Die Soldaten aber legten Leitern an dieselben und stiegen, den Säbel im Munde, hinan.

Die Verzweiflung gab den Heiden Muth; aus Angst vor dem Tode fochten sie wie Helden, und mancher Christ, welcher schon die Höhe der Mauer erreicht hatte, wurde tödtlich von ihren Schwertern getroffen und von gewaltigen Steinen zerschmettert. Aber die Angreifer achteten das nicht. Höher und höher steigend

erreichten sie endlich die Mauerkrone und hier fand ein so erbitterter Kampf statt, daß man kaum einen Fuß setzen konnte, wo nicht eine Leiche mit klaffenden Wunden lag. Die Belagerten aber waren nicht allein wegen ihrer Menge im Vortheile, sondern auch, weil sie auf bequemen Treppen stets neuen Zuwachs an frischen, unermüdeten Truppen schicken konnten.

Unterdessen hatten die Sturmböcke eine Bresche in die Mauer gestoßen. Jenseits derselben zeigten sich die Heiden in so großer Anzahl, daß man nicht durch die Masse der Spieße sehen konnte. Da trat König Amalrich vor und rief: „Wer das Kreuz liebt, der folge seinem Könige!"

Mit der rechten Hand einen der Spieße ergreifend und bei Seite drückend, erhob er sein Schwert und spaltete dem zunächststehenden Türken den Kopf. Ein Jubelgeschrei erscholl in den Reihen der Christen und Jeder beeilte sich, dem Herrscher nahe zu sein. Nun entstand ein Hauen und Stechen, daß das Blut in Strömen zu Füßen der Kämpfenden niederrieselte. Die Heiden aber, als sie sahen, mit welcher Tapferkeit und Unerschrockenheit die Christen stritten, verloren den Muth und stürzten in wildem Angstgeschrei von dannen.

Dargam, der schon in seinem Uebermuthe damit geprahlt hatte, wie er den König von Jerusalem, mit Ketten beladen, auf der Spitze einer Pyramide zur Schau ausstellen wollte, ließ auf die Flüchtlinge einhauen und viele von den Leuten des Kalifen ermorden. Es half nicht; der Schrecken war einmal eingerissen und selbst der gewisse Tod konnte sie in ihrer Flucht nicht aufhalten. In einer Stunde war Pelusium in

den Händen der Christen; nur Dargam mit wenigen seiner Hauptleuten hatte sich außerhalb der Stadt gerettet und lagerte auf einem der Dämme, um abzuwarten, was die Feinde unternähmen.

Durch einen Abgesandten ließ er ihm sagen: „Ich will dir den Tribut bezahlen, und alljährlich an diesem Tage sollen meine Kameele nach Jerusalem kommen und die gleiche Summe bringen, wenn du der Stadt schonest und wieder in dein Land zurückkehrst."

Amalrich versammelte die Fürsten und hielt Rath mit ihnen. Sie alle waren der Meinung, man solle den Vorschlag verwerfen und weiter vordringen, denn niemals seien die Umstände günstiger gewesen als jetzt.

Der König aber sprach: „Seien wir nicht zu rasch in unsern Entschlüssen! Höret erst, welche Nachricht mir heute Nacht zugekommen. Ritter Bernhard von Zollingen, der es wie kein Anderer versteht, sich auf Kundschaft zu legen, ist im Geheimen dem flüchtigen Schaver gefolgt. Schaver ging nach Damaskus zu dem mächtigen Kalifen Nureddin, unserm unversöhnlichen Feinde. Ihn hat er zu seiner Vertheidigung gewonnen und Nureddin hat ein furchtbares Heer unter den Oberbefehl seines Feldherrn Schirkuh gestellt. Damit zieht dieser in Begleitung Schavers heran, um Dargam zu züchtigen. Ihr alle wißt, daß Nureddin ebenfalls den Plan verfolgt, Egypten zu erobern, damit er uns von zwei Seiten, vom Nil und vom Euphrat fassen und vertilgen kann. Vielleicht wäre es wohl gethan, den angebotenen Vortrag anzunehmen und auf der Stelle heimzukehren, denn wer bürgt uns dafür, daß Nureddin während unserer Abwesenheit nicht das Reich

von Jerusalem angreift, wo er nur wenig Widerstand finden würde."

Da stimmten ihm Viele zu; Andere aber meinten, man solle die Stadt Pelusium nicht aus Händen geben, denn sie sei eine Schutzmauer gegen Schirkuh und könne von einer geringen Schaar vertheidigt werden, während die Uebrigen heim kehrten.

Da sandte der König zu Dargam und ließ ihm sagen: „Sende den Tribut! die Stadt aber muß mir bleiben."

Dargam sandte nun viele Kameellasten von Gold und Silber, aber er weigerte sich, ihm die Stadt zu belassen und damit er nicht genöthigt sei, es dennoch zu thun, so ließ er die Dämme durchstechen, also daß das Wasser über das Land floß und bereits die Mauern von Pelusium zu bespülen begann.

Der König stieg auf einen Thurm, von wo er einen großen Theil des Landes übersehen konnte. Die Wasser schossen unaufhörlich durch die Oeffnungen in den Dämmen und es war vorauszusehen, daß Pelusium in kurzer Zeit von demselben eingeschlossen sein würde. Da ihnen nun leicht die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten werden konnte und sie bei längerm Zögern gleichsam Gefangene sein würden, so mußten sie sich nothgedrungen zum Abzuge entschließen; aber die Fürsten und Barone waren über Dargam's Treulosigkeit empört und verlangten die Plünderung der Stadt und die Erwürgung der Einwohner.

Milo von Plancy, welcher die Gelegenheit benutzen wollte, um die Fürsten milder gegen ihn zu stimmen, bestürmte den König, ihnen zu willfahren, aber Amalrich

blieb fest und sprach: „Wir sind nicht ausgezogen als Räuber und Mörder, sondern als Streiter des Kreuzes. Die Einwohner sind uns freundlich entgegengekommen und haben uns ohne Widerrede mit allem Nöthigen versorgt. So wollen wir ihnen denn zeigen, daß wir besser sind, als die Heiden, ihre Freunde und Beschützer."

Murrend fügten sie sich endlich und zogen von Pelusium hinweg, ohne den Einwohnern ein Haar zu krümmen; das Wasser war schon so hoch gestiegen, daß sie bis an die Knie hindurchwaten mußten. Mit dem reichen Schatze beladen zogen sie an der Meeresküste hinauf und sahen die tausend und aber tausend Schiffe des Nureddin auf dem Wasser schwimmen, welche auf dem Wege waren, um Kahira anzugreifen und den Dargam zu züchtigen.

Nach kurzer Zeit trafen sie wieder in Jerusalem ein und wurden von den Einwohnern mit unendlichem Jubel empfangen. Von dem Tribut aber zahlte der König seinen Truppen den Sold und der Rest wurde im Tempel verschlossen, bis die Zeit der Noth käme. Die Eroberung Egyptens aber ward auf spätere Zeit verschoben.

Nachdem die Christen aus Egypten abgezogen waren, näherten sich Schirkuh und Schaver mit einem unermeßlichen Heere und lagerten sich im Angesichte des wasserumflossenen Pelusium. Sultan Dargam zog ihnen mit seinen Schaaren entgegen und gewann eine blutige Schlacht, aber er sollte sich seines Sieges nicht lange freuen, denn einer von seinen eigenen Leuten erschoß ihn meuchlings mit einem Pfeile.

Schaver wurde nun wieder in seine Würde einge-

setzt, aber Schirkuh blieb dennoch im Lande, bis ihm eine große Geldsumme bezahlt worden war. Nun gab es zwar keinen Vorwand mehr für ihn, noch länger in Egypten zu bleiben und er mußte nothgedrungen nach Damaskus zurückkehren; aber in seinem Herzen war es eine beschlossene Sache, daß er wiederkommen und das Werk der Eroberung vollenden werde.

König Amalrich war sehr traurig, daß ihm die Eroberung Egyptens nicht gelungen war. Alle seine Gedanken wanderten allstündlich nach dem Nil hinüber und nichts konnte ihn mehr erheitern. Milo, sein Günstling, der immer so redete, wie sein Herr es gerne hörte, verstärkte die Sehnsucht nach dem Nil noch und nannten diejenigen, welche auf seinen Ruf nicht alsbald herbeieilen würden, feige Schurken.

Aber Nureddin, der mächtige Herrscher von Damaskus, durchschaute seine geheimen Wünsche und nahm sich vor, ihm zur Bekriegung Egyptens keine Zeit zu lassen. Unaufhörlich fiel er in das heilige Land ein, plünderte die Städte und führte die unbewehrten Einwohner als Gefangene hinweg. Eines Tages im Jahre 1163 kamen die Muselmänner herangezogen, um sich nach Tripolis zu begeben. Am Mittage eines heißen Tages, als die Sonnenhitze ihre Glieder ermattet und ihre Zungen ausgedörrt hatte, lagen sie unbesorgt unter ihren Zelten, die meisten schlafend. Nur die Wache schlief nicht. Mit den langen Spießen auf der Schulter gingen sie an den Zeltreihen auf und nieder und schauten zuweilen gedankenlos in die Ferne. Da erblickten sie plötzlich jenseits des Berges, auf welchem die Burg der Kurden lag, eine Menge von Kreuzen und wurden zu ihrem

Schrecken gewahr, daß die Christen gegen sie im Anzuge waren.

Da kein Widerstand möglich war, so weckten sie ihre Brüder und begaben sich eiligst auf die Flucht, das hatten die Christen kaum bemerkt, als sie sich in heftiger Verfolgung auf die Fliehenden stürzten und ihrer eine große Menge niedermachten.

Unter lautem Siegesgeschrei drangen sie bis zum Zelte Nureddins vor; schon stürmten sie hinein, als der sonst so gefürchtete Mann die Gefahr bemerkte. Blitzschnell entwich er durch die Hinterthüre seines Zeltes und schwang sich auf sein dort angebundenes Roß. Ein Kurde zog rasch das Schwert aus der Scheide und hieb den Strick durch, mit dem es befestigt war. Ohne diese zeitige Hilfe wäre er zweifelsohne in die Gefangenschaft der Christen gefallen, denn kaum saß er im Sattel, so stürmten sie schon hinter ihm her, aber die Schnelligkeit seines Rosses rettete ihn von schimpflicher Gefangenschaft.

Nureddin wüthete gegen sich und Andere, daß ihm eine solche Schmach geschehen war, und als er über das Feld schaute und die Menge der, von den Christen erschlagenen Muselmänner sah, da hob er seine Rechte gegen Himmel und that einen Schwur, nicht eher den Schatten hinter der Wand seines Hauses zu suchen, bis er die Gefallenen gerächt habe.

Die Christen hätten wohl ihren Vortheil verfolgen und das Heer Nureddin's gänzlich aufreiben können, aber sorglos, wie sie meistens waren, und zufrieden, eine so glänzende Waffenthat vollbracht zu haben, ließen sie von der Verfolgung ab, sammelten die Schätze,

welche die Muselmänner auf der Flucht von sich geworfen hatten und überließen sich einem fröhlichen Schmause.

Als Nureddin's Kundschafter ihm das hinterbrachten, wurde er fröhlich und wohlgemuth und gab Befehl, daß die Zersprengten sich wieder um ihn sammelten. Die Christen ließen ihm hierzu volle Zeit, ja sie hinderten es nicht einmal, daß er neue Schaaren an sich zog und sein Heer von Neuem zur Schlachtordnung aufstellte. Dadurch verloren sie nicht allein eine blutige Schlacht, sondern es geriethen auch viele der Tapfersten in Nureddin's Gefangenschaft und mußten sich mit großen Haufen Goldes loskaufen.

Diese und eine Menge anderer Unfälle, welche um diese Zeit über das Reich Jerusalem hereinbrachen, verdüsterten Amalrichs Geist und er saß wochenlang in seinem Bücherzimmer und ließ Niemanden, selbst nicht einmal den Patriarchen zu sich. Nur Milo von Plancy durfte gehen und kommen, wenn es ihm beliebte. Unaufhörlich stachelte er ihn und sprach: „Warum zögerst du, auszuziehen?"

„Ei," antwortete Amalrich verdrießlich, „sind nicht die Fürsten des Reiches dagegen? Und woher sollte ich Geld nehmen, um die Kosten des Zuges zu bezahlen? Alle Kassen sind leer und die Gläubiger des Staates drängen auf Zahlung."

„O du Kleinmüthiger," entgegnete Milo. „Du siehst Hindernisse, wo keine sind und du machst dir Sorgen, wo es nicht nothwendig ist. Was kümmern dich die Fürsten? Sie haben dich zum Könige erwählt und müssen dich nun als solchen erkennen und deinen

Befehlen gehorchen. Nimm deine Kraft zusammen und strafe die Murrenden mit Schwerdt und Banden, so werden die Andern schweigen und thun, was dein königlicher Mund befiehlt."

„Dein Rath," sprach Amalrich, „könnte leicht befolgt werden, aber weißt du auch, daß die Gehäßigkeit der Ausführung auf dich fiele?"

„Freilich weiß ich es, mein König, denn Alles, was im Reiche Jerusalem Böses geschieht, wird als von mir ausgegangen betrachtet, weil ich dein Freund und Rathgeber bin, aber es rührt mich nur wenig und ich verachte diejenigen, welche Uebels von mir reden. Mögen Sie es mir in's Angesicht sagen und ich will mit meinem guten Degen beweisen, daß sie es mit einem Ritter von echtem Schrot und Korn zu thun haben. Schreibe einen Aufruf aus an alle wehrhaften Männer und belege die Fürsten und Barone, welche nicht kommen, mit der Todesstrafe, so wird sich keiner entziehen. Was aber das Geld betrifft, dessen du ohne Zweifel viel nöthig hast, so greife mit kühner Hand in den Schatz des Tempels. Dort liegt es unnütz aufgespeichert, während es in deinen Händen goldene Früchte tragen wird."

„Freund," unterbrach ihn der König, „soll ich mir den Patriarchen zum Feinde machen, den einzigen Mann, der keinen Augenblick wankte, als es galt, mir die Krone zu sichern? Sprich nicht mehr davon; der Schatz des Tempels ist mir heilig und nur die äußerste Noth wäre im Stande, mich darnach greifen zu lassen."

„Der König von Jerusalem sollte Niemanden fürchten, auch den Patriarchen nicht," sprach Milo mit

einem verächtlichen Lächeln, aber wenn es dir so schwer wird, den guten Mann zu kränken, so steige eine Stufe tiefer und brandschatze die reichen Aebte, welche in zahllosen Klöstern die Stadt Jerusalem umgeben. Gieb mir Brief und Siegel, daß ich hingehe, ihre Truhen zu erbrechen und du sollst Wunder sehen, welche Schätze ich zu Tage fördere."

In diesem Augenblicke trat der Ritter Bernhard von Zollingen in das königliche Gemach, verbeugte sich tief und sprach: „Ich bringe eine wichtige Botschaft. Nureddin ist auf dem Wege nach Egypten und sein Heer ist so zahlreich wie die Sandkörner in der Wüste."

Da fuhr Amalrich empor und rief: „Wohlan, der Augenblick ist gekommen, wo wir das Schwert ziehen müssen, damit der Muselmann uns den Nil nicht entreiße und die Pforte zum heiligen Lande verschließt. Auf, zu den Waffen!"

Dann wandte er sich an Bernhard von Zollingen und theilte ihm Milo's Rathschläge mit. „Nicht so, mein König und Herr," sprach Bernhard; „Milo ist zwar dein Freund, und dein Ohr lauscht gern seiner Rede, aber der Rath, den er gegeben, ist verderblich und sündhaft. Ich muß es sagen, selbst auf die Gefahr hin, deine Gunst zu verlieren und Milo's Feindschaft zu gewinnen. Jeder, der es redlich mit dir und dem Reiche meint, darf dir so nicht rathen. Wozu die Fürsten und Barone mit Strafe bedrohen? Es hieße nur, sie von der Sache des Kreuzes abwenden und sie mit Haß gegen dich erfüllen. Sie werden auf deinen Ruf willig erscheinen, zumal wenn es sich darum handelt, dem gewaltigen Nureddin entgegenzuziehen.

S. 49.



Ausführ., Stich u. Druck durch Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, König Amalrich.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Geld wirst du auch in Fülle haben, wenn du darum bittest, denn alle Christen wissen, daß du ohne Geld keinen Krieg führen kannst. Ich beschwöre dich, o König, folge nicht den Rathschlägen deines Freundes, denn sie führen zum sichern Verderben."

Milo von Plancy sprang, roth vor Wuth, von seinem Sitze auf und schrie: „Wie darf ein deutscher Hund sich erkühnen, meinen Rath für einen verderblichen zu erklären! Diese Verdächtigung fordert Blut!"

Bernhard maß seinen Gegner mit einem kalten Blicke und sprach: „Wenn es nicht ein Verbrechen wäre, in der Gegenwart des Königs einen Buben durchzuprügeln, so würde ich dir zeigen, was für Zähne ein deutscher Hund hat. Du bist immer ein Händelmacher gewesen und wirst es bleiben bis ein ehrlicher Mann dir den Hirnschädel einschlägt. Gelüstet es dir darnach, so magst du mir folgen. Jeder Ort und jede Zeit ist mir recht, den König von einem Menschen zu befreien, dessen Platz höchstens bei den Troßbuben sein sollte."

Außer sich vor Wuth zog Milo sein Schwert und drang auf den Ritter ein. Dieser rührte sich nicht von der Stelle, bis er nahe genug war, dann schlug er ihm mit der stahlbewährten Faust den Degen aus der Hand, daß er bis an die Decke des Zimmers fuhr, und als Milo nun die Hand gegen sein Antlitz bewegte, so versetzte er ihm einen Schlag auf das Haupt, daß er zu Boden taumelte.

„Befiehl ihm, Ruhe zu halten, o König, oder ich muß ihn in deiner Gegenwart erschlagen!" sprach er.

„Mäßige deine Leidenschaft, Milo", sprach der König, „denn du bist der angreifende Theil. Jetzt aber

entfernt euch Beide von meinem Antlitze und kommt nicht wieder, bis ich euch rufe."

Bernhard verbeugte sich tief und ging. Unfern der Burg Davids standen einige schattige Oelbäume. Der Ritter legte sein Schwert ab und warf sich in den Schatten, um zu schlafen, denn er war müde von einem langen Ritte und bedurfte der Ruhe. Kaum aber hatte er sich niedergestreckt, so kam Milo mit gezogenem Schwerte daher gestürmt und drang auf ihn ein.

„Du willst mich also wirklich wie einen Hund anfallen?" sprach Bernhard. „Laß mir wenigstens Zeit, daß ich mein Schwert nehme zur ehrlichen Vertheidigung."

„Nein, du deutscher Hund, du sollst nicht wie ein Ritter sterben, sondern wie eine Bestie, die man ersticht, wo man sie findet!" schrie Milo und stieß nach seiner Brust.

Bernhard bog sich geschickt auf die Seite und wich dem tödtlichen Stoße aus, aber im nächsten Augenblicke hatte er das Schwert seines Gegners unterlaufen, faßte ihn an der Gurgel, schmetterte ihn zu Boden, entwand ihm die Waffe und setzte ihm den Fuß auf die Brust. „Elender Wicht!" sprach er, „was hindert mich jetzt, dir den Todesstoß zu versetzen? Es wäre für die Menschheit und für den König ein Glück, wenn ich's thäte, denn die Luft, welche aus deinen Lungen geht, verpestet das Reich, aber ich will mich damit begnügen, dich zu beschimpfen. Vielleicht besitzest du noch so viel Ehrgefühl, einen beschimpften Menschen nicht wieder in die Nähe des Königs zu bringen." Also sprechend zerbrach er das Schwert, dann schnitt er ihm

das Oberkleid vom Leibe, nahm ihm Schuhe und Strümpfe und ließ ihn liegen.

Milo sprang brüllend auf und da er sich nicht wieder an den Sieger wagte, so griff er nach Bernhards Schwerte, um auch dieses zu zerbrechen, aber der deutsche Ritter entriß es ihm und gab ihm ein paar ganz unritterliche Maulschellen, so daß er beschämt von dannen schlich.

Viertes Kapitel.

Hugo von Cäsarea und Gaufred der Templer.

König Amalrich hatte den Rath Bernhard's von Zollingen, weil er von Uneigennützigkeit zeigte und weil er mit seinen eigenen Ansichten übereinstimmte, angenommen und den des Milo von Plancy verworfen. Ohne Zeitverlust flogen seine Boten auf windschnellen Rossen von einer Burg und Stadt zur andern und entboten alle Lehensmänner des Reiches, mit ihrer ganzen waffenfähigen Mannschaft, sich nach Askalon zu begeben. Nach Jerusalem sollten sie vorher nicht kommen, damit keine Zeit verloren gehe.

Alle die Gerufenen kamen und setzten sich mit Begeisterung in Marsch gegen das Land Egypten. Als der Sultan Schaver hörte, daß die Christen mit einem großen Heere im Anzuge seien, erschrack er gewaltig. Er lag eben auf seinem Ruhebette und genoß des Schlummers, als ein Verschnittener in sein Gemach stürzte und schrie: „Herr, sei auf deiner Hut und rufe

4*

deine Leute unter die Waffen, denn ein unzählbares christliches Heer naht sich; ihrer sind so viel, daß sie das weite Land bedecken und ohne Mühe die bevölkertsten Städte einnehmen werden, wenn du nicht zeitig Vorkehrungen triffst.

Sultan Schaver sprang erschrocken von seinem Lager. „Wie kann das möglich sein?" fragte er. „Wir sind mit den Christen im Frieden und haben nichts gethan, was sie zu einem Einfalle veranlassen kann."

Als er noch redete, war der Eunuche an ein Fenster des Palastes getreten und schaute über die Ebene hinaus. „Herr", rief er, „da sprengt ein fremdländischer Ritter auf die Burg zu; seine Rüstung glänzt von Gold und Silber, sein Pferd ist mit Eisen bedeckt und an der Spitze seiner Lanze weht ein weißes Tuch."

Schaver trat ebenfalls an das Fenster, da war der Reiter so nahe gekommen, daß man ihn ganz gut betrachten und sein Wappen unterscheiden konnte. Er senkte seine Lanze mit dem weißen Tuche und gab zu verstehen, daß er gekommen sei, um friedliche Unterhandlungen zu pflegen.

„Beim Propheten", rief Schaver, „das ist der Ritter Bernhard von Zollingen, den ich schon früher kennen gelernt habe. Er steht in Diensten des Königs Amalrich und ist wahrscheinlich von ihm abgesendet. Geh, Eunuche, laß das Thor öffnen und lade ihn ein, vor mir zu erscheinen."

Zehn Minuten später trat der Ritter ein. Ehe er noch zu Worte kommen konnte, herrschte Schaver ihn an und sprach: „Was wollt Ihr in Egypten? Wie ich von meinen Kundschaftern vernehme, ist ein christ-

liches Heer gegen uns im Anzuge. Erkläre mir, was Ihr wollt."

„Ei, Sultan Schaver", antwortete der Ritter, „Ihr scheint keine besonders guten Kundschafter zu haben, sonst würden sie Euch so frühe von unserer Ankunft Kunde gegeben haben, daß du dich hättest rüsten können. Weil du aber in sorgloser Ruhe hier liegst und König Amalrich nicht ansehen mag, daß deine schlimmsten Feinde dich in träger Ruhe überraschen, so führt er dir ein Hülfsheer zu?"

„Ich verstehe dich nicht, Ritter. Was ist gegen uns im Anzuge?"

„Siehst du, allwissender Sultan, wie unwissend du bist! Amalrichs Augen und Ohren aber reichen von Jerusalem nach Damaskus und von Damaskus nach den Pyramiden. Schirkuh und sein Neffe Saladin sind mit unzählbarem Heere an deinen Grenzen und ohne uns lagerten sie bereits in den Städten Egyptens."

Sultan Schaver entfärbte sich bei dieser Entdeckung, denn er hatte nicht die mindeste Ahnung von der Gefahr, welche ihm drohte; aber es stieg plötzlich Mißtrauen in seiner Seele auf, denn er hielt es nicht für unmöglich, daß die Christen nur eine List ersonnen hatten, um ohne Kampf in's Land zu kommen.

„Welche Beweise kannst du mir geben, daß du die Wahrheit redest?" fragte er.

„Ei", antwortete Bernhard, „du brauchst nur auf den Thurm deines Hauses zu steigen, um dich selbst zu überzeugen. Komm, versäumen wir keine Secunde, denn jede ist wichtig und ihr Verlust ein unberechenbarer Nachtheil."

Sie verließen nun beide das Gemach und begaben sich in den viereckigen Hofraum, in dessen Mitte um den plätschernden Springbrunnen die Wächter des Hauses in träger Ruhe umherlagerten und schlummerten. In der einen Ecke des Hofes erhob sich ein gewaltiger Thurm, in dessen Innern eine Treppe aufwärts zur Spitze führte. Vierhundert Stufen zählten sie bis sie oben waren. Noch Athem schöpfend und die Seiten haltend, blieb der Sultan stehen. Der Ritter aber zeigte mit dem Finger nach jenem Theile der Wüste, durch welchen einst die Israeliten zogen, als sie von dem egyptischen Könige die Erlaubniß zur Heimkehr erhalten hatten.

Dort gewahrte er Zelt an Zelt; auf der Spitze eines jeden war der Halbmond aufgepflanzt, welcher in den Strahlen der Sonne leuchtete. Zahllose Kameele, Pferde und Maulthiere lagen neben den Zelten, und bewaffnete Muselmänner, leicht kenntlich an ihrer Kleidung und an ihren Turbans, gingen zwischen denselben umher oder vergnügten sich mit fröhlichem Kriegsspiel."

„Beim Propheten, das ist Schirkuh, mein Todtfeind", schrie der Sultan Schaver; „ich bin nicht im Stande, ihm zu widerstehen, denn in sorgloser Ruhe habe ich meine Truppen ziehen lassen und bin jetzt zu arm an Mannschaft, um nur ein kleines Scharmützel auszuhalten."

Da nahm Ritter Bernhard seinen Arm und führte ihn ein wenig weiter. Durch eine Hügelreihe von den Muselmannen getrennt, zog dort das christliche Heer, nahe dem Eingange zur Stadt heran, dessen Thore es

bald erreicht hatte. Welch ein Contrast! Jenseits der Hügel Halbmond an Halbmond, hier Kreuz an Kreuz. Christus und der Prophet näherten sich fast gleichzeitig dem Lande der Pharaonen.

„Dort deine Feinde, hier deine Freunde", sagte der Ritter. „Die Wahl kann dir nicht schwer fallen, denn Jene sind nur gekommen, dich und den Kalifen zu tödten und dann das Land in Besitz zu nehmen; wir aber sind da, um den Feind zu schlagen. Denke nun selber nach, auf welcher Seite der größte Vortheil liegt, aber entscheide dich rasch, denn ehe der Abend naht, wird Schirkuh gemerkt haben, daß er nicht allein heranmarschirt, sondern daß auch der König von Jerusalem da ist. Zwingst du uns, mit ihm zu streiten, ehe wir einen Vertrag abgeschlossen haben, so mußt du gewärtig sein, daß wir unsern Lohn in deinem Lande holen; willst du uns aber zu Bundesgenossen, so werden wir unsere Waffen gegen Schirkuh wenden."

Der Sultan freute sich unmäßig, daß ihm eine solche Wahl blieb, denn er wußte wohl, daß er verloren war, wenn die beiden Heere sich zu gemeinsamen Handeln und Vortheil verbanden.

„Eile zu deinem Herrn zurück", sprach er, „und sage ihm, daß er unverweilt mit seinen Truppen komme. Jede Forderung, die er stellt, soll erfüllt werden. Lieber zahle ich Berge von Gold, als daß ich mich dem verhaßten Schirkuh unterwerfe."

„Nun laß mich fragen, ob du die Wahrheit sprichst oder böse Tücke im Schilde führst", sagte der Ritter. „Soll ich dir vollkommen trauen, so schreibe nieder, was du mündlich versprochen."

„Schreiben kann ich nicht", sprach der Sultan, „aber wie ich dir schon sagte, kannst du auf meine Treue bauen. So wahr die Wasser des Nil das Land Egypten überschwemmen, ich will auf die Seligkeit im Paradiese Mahomets verzichten, wenn ich nicht treu befunden werde."

„Ha, ha!" sagte der Ritter, indem er mit dem Kopfe schüttelte, „ich habe es schon erlebt, daß Muselmänner Eide gebrochen, welche noch tausendmal härter geschworen waren. Zwar hätten wir es in der Hand, dich für etwaige Tücke und Falschheit zu strafen; in diesem Punkte also läge wenig daran, aber ich wünsche, meinem Könige ein schriftliches Document vorzuzeigen, damit er nicht zögert, vorzurücken. Hast du Schreibzeug hier, so gieb es, und ich werde den Vertrag aufsetzen."

Schaver klatschte in die Hände. Ein mißstalteter abessynischer Zwerg erschien und fragte nach des Sultans Begehren.

„Ein Schreiber soll kommen!" gab dieser zur Antwort. Ein Mann mit kohlschwarzer Haut, dessen Ohren mit langen, baumelnden Ringen versehen waren und an dessen Armen und Beinen goldene Spangen glänzten, während der Körper mit einem scharlachrothen Kleide bedeckt war, kam mit einer Rolle Pergament, so wie mit Farben und Pinseln heran.

„Setze dich", befahl ihm Schaver, „und schreibe, was ich dir sage."

Der Sultan dictirte ihm nun einen Brief an den König von Jerusalem, in welchem er ihm nicht allein die ewige Freundschaft der Egypter, sondern auch einen

jährlichen Tribut und die Hülfe gegen jeglichen Feind versprach, wenn sein Heer jetzt mit dem egyptischen gegen Schirkuh ziehe und dem Kalifen beistehe. Als der Brief fertig und von dem Ritter für annehmbar erklärt worden war, mußte der Schreiber das große Staatssiegel beidrücken.

Nun aber weilte Bernhard von Zollingen nicht länger, sondern schwang sich auf sein Thier und sprengte von dannen. Amalrich empfing ihn mit ungeduldiger Erwartung, denn ihm bangte, der Sultan habe seine Vermittlung von der Hand gewiesen. Als er aber den Brief gelesen, verklärte sich sein Gesicht; er reichte dem Ritter die Hand und sprach: „Wahrlich Bernhard, du hast deinen Auftrag zu meiner ganzen Zufriedenheit ausgeführt und verdienst deßhalb eine seltene Belohnung.“

Die goldene Kette von seiner Brust nehmend, hing er dieselbe dem Ritter um den Hals und schloß ihn vor den Augen aller Anwesenden an seine Brust. Milo von Plancy, welcher dabei stehen und zusehen mußte, wie sein Todfeind geehrt wurde, knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste, aber er durfte seine Wuth nicht laut werden lassen, denn es standen Viele umher, die ihn beobachteten. Von diesem Tage an aber erreichte sein Haß eine solche Höhe, daß er den Ritter nicht ansehen konnte, ohne fast in Raserei zu gerathen.

Amalrich ertheilte nun den Befehl, daß sogleich mit dem Heere nach der Stadt aufgebrochen werde. Zwar wußte er durch seine Kundschafter, daß Schirkuh und Saladin noch etwa vierzehn Tage in der Wüste bleiben würden, ehe sie an den Nil kamen, aber er durfte den-

noch keine Zeit verlieren, weil er es für nöthig hielt, seine Angelegenheiten so klar zu ordnen, als es nur immer möglich war.

Der Sultan Schaver kam ihnen an den Thoren der Stadt entgegen und hieß sie sich um dieselben lagern, den König Amalrich aber führte er in seinen Palast, erzeigte ihm königliche Ehren und erneuerte sein Versprechen. Der abgeschlossene Vertrag wurde in Gegenwart der Kriegshäupter und der egyptischen Höflinge verlesen und sowohl von Schaver als auch von dem Könige von Jerusalem feierlich beschworen.

Als dieses geschehen war, sprach Amalrich: „Du hast geschworen und ich traue dir, daß du dein Wort erfüllest, aber es ist noch ein Herr über dir, dessen Diener du bist, der Kalif Abed. Wer bürgt mir dafür, daß er dein Wort achtet? Darum sage ich dir, ich will gegen den Schirkuh und seinen Vetter Saladin nicht Hand noch Fuß regen, bis auch der Kalif geschworen und den Eid in die Hände meiner Abgesandten niedergelegt hat."

Schaver erschrack, als er diese Bedingung hörte, denn Abed hielt sich Tag und Nacht in seinem Palaste eingeschlossen, lebte daselbst in weibischer Lust und ließ Niemanden vor sein Antlitz kommen.

„Wie magst du solch ein Verlangen hegen?" sprach er traurig. „Selbst die Kinder des Propheten dürfen sich bei schwerer Strafe nicht in die Nähe des Kalifen wagen, wie viel weniger die Christen, welche einen andern Glauben und andere Sitten haben?"

Was Schaver sagte, verhielt sich in Wirklichkeit so, aber er hatte noch einen andern Beweggrund. So

lange er am Ruder war, hatte er sich stets unabhängig von Aded gehalten und nach seinem eigenen Gutdünken regiert, so daß der Kalif nichts weiter gewesen war, als ein Schatten. Fragte er ihn jetzt um seine Einwilligung, so beschnitt er seine eigne Macht und flößte ihm vielleicht die Lust ein, auch in der Folge befehlen und herrschen zu wollen.

Amalrich aber blieb fest und gab zu verstehen, daß er mit seinen Truppen sogleich wieder abziehen werde, wenn der Kalife nicht in die Hand seiner Abgeordneten schwöre. Schaver sah schon im Geiste die wilden Schaaren Nureddins Egypten verwüsten und gab endlich aus Furcht seine Zustimmung.

Da ließ Amalrich Herrn Hugo von Cäsarea und den Templer Gaufred zu sich kommen und sprach: „Ich habe euch zu einer wichtigen Sendung ausersehen. Ihr sollt mit diesem Pergamente nach Kahira gehen und den Kalifen Aded den Inhalt desselben beschwören lassen. Man wird euch vielleicht allerlei Hindernisse in den Weg legen, um euch von eurem Vorhaben abzubringen; es ist möglich, daß man euch bedroht und euer Leben in Gefahr bringt, aber ihr sollt nicht weichen und nicht zurückkommen, bis ihr euer Ziel erreicht habt. Fürchtet übrigens nichts; wenn man euch nur ein Haar krümmt, so bin ich mit meinen Kriegsschaaren da, um euch zu rächen."

Da trat Hugo von Cäsarea vor und sprach: „Ich danke dir, o König, daß du uns einen Auftrag ertheilest, mit dem Gefahr verbunden ist. Verlaß dich auf uns und sei gewiß, daß wir mit dem Schwure zurückkommen. Eher würde ich den Kalifen auf dem Throne

durchbohren, als daß er dem Könige von Jerusalem trotzigerweise ungehorsam sein dürfte."

In ähnlicher Weise redete auch der Templer Gaufred, und alle, die sie hörten, riefen ihnen Beifall zu und freuten sich, daß die Wahl auf zwei so tapfere Ritter gefallen war.

Am folgenden Tage bestiegen sie mit dem Sultan Schaver die Barken und fuhren gegen Kahira.

Schon am vorhergehenden Abende hatte er Eilboten vorausgesandt und ihre Ankunft melden lassen, damit der Kalife von der sonderbaren Forderung nicht allzusehr überrascht würde.

Als sie den Fuß an's Land setzten, wurden sie von einer ungeheuern Volksmasse empfangen, welche, erbittert von einer so kühnen und unerhörten Forderung, ihnen das Landen verwehren wollte. Mit wüstem Geschrei hoben sie Steine vom Boden auf und wollten die beiden Ritter tödten, aber Hugo und Gaufred zogen unerschrocken ihre Schwerter und als ein kecker Egypter sich ihnen entgegenwerfen wollte, da spalteten sie ihm den Kopf und erklärten, daß sie Jedem so thun würden, der ihnen den Weg versperre.

Nun wurde das Geschrei noch größer und es war nahe daran, daß sie erdrückt wurden, aber Schaver hatte diesen Empfang glücklicher Weise vorausgesehen und einen Trupp Soldaten an den Landungsplatz beordert. Diese trieben jetzt die Menge auseinander und schafften ihnen freie Bahn.

Auch der Kalife hatte Vorsorge getroffen und schickte ihnen eine Schaar Trabanten entgegen, die sie mit

großem Waffengetöse zum Palaste führten. Als die aufgeregte Menge sah, daß selbst die geheiligte Person des Kalifen den Fremden freundlich war, da ließen sie von den feindseligen Angriffen ab, liefen vor ihnen her und riefen ihnen lautes Willkommgeschrei entgegen.

Etwa einen Bogenschuß weit von dem Palaste blieben sie stehen, denn hier begann das heilige Gebiet, welches Niemand überschreiten durfte, ohne sein Leben zu verwirken.

Eine gewaltige Schaar von Mohren, in buntfarbiger Kleidung, mit Gold und Silber überladen und mit den seltsamsten Waffen versehen, erfüllte den Raum zwischen dem Volke und dem Palaste. Diese schwarzen Söhne des gluthheißen Südafrika gehörten zur Leibwache des Kalifen. Die beiden Ritter staunten sie mit großer Verwunderung an, denn sie hatten bis heute noch keine schwarzen Soldaten gesehen, und sie waren anfangs geneigt, sie für eine Schaar Teufel zu halten, welche bereit ständen, um den Kalifen in die Hölle zu holen.

Der Sultan Schaver benutzte diesen Eindruck, um ihnen zu erklären, wie unergründlich reich und mächtig sein Herr sei und wie es ihm ein Leichtes wäre, sowohl die Muselmänner, wie die Christen von seinen Grenzen fern zu halten, wenn er wolle.

Gaufred schüttelte den Kopf und sprach: „Viel Volks mag er haben, aber es wird ihm an Tapferkeit mangeln; wozu sonst das Bündniß mit uns Christen und die Furcht vor Schirkuh? Nimm mir's nicht übel, Sultan, wenn ich dich für einen Prahler halte. Oder willst du uns mit deinen Reden schrecken, daß wir um-

kehren? Thörichtes Beginnen! Wir werden nicht von hinnen weichen, bis wir erlangt haben, um was wir gekommen sind, wäre auch die Mohrenwache noch zehnmal so stark."

Schaver biß sich auf die Lippen, als er sah, daß seine Absichten durchschaut wurden; er sprach einige Worte mit den Führern der Leibwache und diese geleiteten sie zu einem Thore, welches ihre gerechte Verwunderung erregte, denn es war so klein und niedrig, daß nur ein einziger Mann hindurch gehen konnte. Der Templer Gaufred stieß seinen Begleiter an und flüsterte: „Bei uns im Abendlande sind die Thore der Paläste weit und viele Männer und Rosse können zu gleicher Zeit hineingelangen, weil unsere Herzen furchtlos sind, aber hier ist es an einem fast zu viel, weil sie furchtsam sind und aus dem Thore eine Festung machen."

Als sie durch die enge Pforte getreten waren, gelangten sie in einen langen, dunkeln Gang, welcher nicht vom geringsten Schimmer des Tages erhellt wurde. „Welch ein abscheuliches Gebäude", brummte Hugo von Cäsarea; „hier könnte man uns abschlachten, ohne daß ein Hahn darnach krähte." Und er zog sein Schwert und erklärte laut, daß er Jedem, der sich ihm in feindlicher Absicht nähere, den Kopf spalten würde.

„Beim Barte des Propheten", rief Sultan Schaver im höchsten Schrecken, „du bist ein Kind des Todes, wenn du nicht sogleich deinen Degen einsteckst, denn am Hofe des Kalifen ist es Niemanden erlaubt, seine Waffen zu entblößen, es sei denn, daß es in seinem Amte liege oder daß der Herrscher es befiehlt."

„Ei, ich will nicht wie die Maus in der Falle sterben“, antwortete Hugo; „wenigstens mache Licht, daß ich sehe, wo ich bin.“

Schaver rief dem Führer zu, nach Laternen zu schicken und stehen zu bleiben, bis sie gekommen seien. Der Mohr wollte nicht, weil es sich von selbst verstehe, daß der gemeine Sterbliche, wenn er zum Kalifen gehe, durch die irdische Finsterniß zum Lichte des Paradieses wandern müsse.

Während sie so sprachen, zeigte sich am entgegengesetzten Gange das Licht des Tages und nun bestand Hugo nicht länger auf seiner Forderung, sondern steckte das Schwert schweigend in die Scheide.

Als sie den Gang verlassen hatten, betraten sie einen Innenhof, der von einem prächtigen, rings umherführenden Säulengange umschlossen war. Hier mußten sie warten, bis neue Führer kamen, denn die alten mußten wieder zu der Mohrenwache vor dem Palaste zurückkehren. Sie hatten also Muße, den Hof zu betrachten und sich Alles von Sultan Schaver erklären zu lassen. In der Mitte derselben waren herrliche Teiche und hochsprudelnde Springbrunnen, alles in glatten Marmor gefaßt und so spiegelblank, daß man sein Bildniß darin sehen konnte. In den Teichen schwammen niedliche Fischlein, die aus den fernsten Gegenden hierher versetzt waren. An den Rändern aber wurden die seltensten Gewächse und Blumen gehegt; in goldenen Käfigen flatterten allerlei buntfarbige, fremdländische Vögel umher, welche den Hof mit lieblichem Gesange erfüllten.

An den schönsten Punkten und zwischen den duf-

tendsten Blumengruppen standen weichgepolsterte Divans, welche zum Schlummer bei den kühlen Teichen und den sprudelnden Fontainen einluden.

Nachdem sie alles das genugsam bewundert hatten, führte der Sultan sie in die Säulengänge, wo ihr Staunen noch erhöht wurde. Die Marmorsäulen zeigten die schönsten Bildnisse und Arabesken, welche von kunstgeübten Händen hineingemeißelt waren. Die Wände und die Decken strahlten von den schönsten Gemälden in wunderbar frischen Farben und der Fußboden war mit Kunstgebilden in verschiedenfarbigem Marmor ausgelegt.

So etwas hatten die beiden Ritter im Abendlande niemals gesehen und sie drückten ihre Verwunderung so unverholen aus, daß der Sultan lächelnd sprach: „Wohl mögt ihr staunen, weil ihr aus dem Lande der Barbaren kommt, wo solche Dinge nicht zu finden sind. Uns aber sind sie tägliche Erscheinungen, die wir kaum beachten. Sagt selber, ob wir nicht glücklicher sind, als ihr.“

Da trat der Templer Gaufred vor und antwortete: „Du hast wahr gesprochen, wir kennen solche Dinge nicht; unsere Häuser und Burgen sind einfach und ohne Schmuck, aber ich kann euch darum nicht glücklicher nennen. Während ihr im Ueberfluß und in Ueppigkeit schwelgt, liegen wir mit kärglicher und grober Nahrung auf hartem Lager, aber unsere Lebensweise stärkt das Mark und mehrt unsere Kräfte. Wir bleiben bis ins hohe Alter tauglich zum Kriege und sind immer bereit, dem Feinde mit Schwert und Streitaxt entgegen zu treten; ihr aber verweichlicht euren Körper auf den

Lotterbetten des Müßigganges, scheut jede Thätigkeit, seid des Muthes baar und überlaßt es den Fremden, für euch zu kämpfen. Da deucht es mir doch nicht schwer, zu entscheiden, wer der Glücklichste sei."

Der Sultan lächelte überlegen, denn er dachte bei sich, daß diese Barbaren nicht einmal im Stande seien, die Annehmlichkeiten des Lebens zu würdigen.

Jetzt kamen die Vornehmsten der Verschnittenen herbei und führten sie zu einem andern Hofe, der den ersten an Pracht und Herrlichkeit noch weit übertraf. Hier wurden eine Menge von vierfüßigen Thieren gehalten, meistens Bestien der Wüste, welche in großen eisernen Käfigen verschlossen waren. Für die Elephanten und andere Riesenthiere hatte man herrliche Tempel erbaut, durch deren Säulen man in das Innere hineinschauen und sie von allen Seiten betrachten konnte.

An den Wasserbasins lagen gezähmte Löwen, welche wie Hunde auf ein Wort und einen Wink folgten. Einer derselben schien die Anwesenheit der beiden Fremden sehr ungern zu bemerken, denn er schielte mit verdächtigen Blicken zu ihnen herüber und ließ ein tiefes Knurren hören, so oft sie in die Nähe kamen.

Hugo von Cäsarea folgte seinen Bewegungen mit aufmerksamen Augen und auch der Templer beobachtete ihn.

„Dieser Bestie traue ich nicht," sagte Hugo; „ich glaube, es wäre wohl gethan, sie in den Käfig zu sperren. Kommt sie mir zu nahe, so stehe ich nicht dafür, daß ich sie umbringe."

„Du könntest nichts Schlimmeres thun," antwortete Schaver, „denn dieses Thier ist der Lieblingslöwe des Kalifen; so oft er in diesen Raum kommt, spielt

er mit seiner Mähne und füttert ihn mit eigener Hand."

„Ich sage dir, daß ich ihn erschlage, wenn er mich anrührt," sprach Hugo. „Bei Gott, ich kann keinen Unterschied zwischen dem Löwen des Kalifen und einem andern machen."

Nun hatte aber Abed heimlich den Befehl gegeben, den Löwen auf irgend eine Weise zu reizen und gegen die Fremdlinge einzunehmen, denn er wollte ihren Muth prüfen, von dem er so viel Wunderbares gehört hatte.

Als sie wieder in die Nähe des Thieres kamen, erhob sich dieses und machte sich nach Art aller Katzen zum Sprunge bereit. Im Nu hatten beide ihre Schwerter ergriffen und ehe die Wächter es verhindern konnten, saßen ein paar gewaltige Hiebe in seinem Nacken, so daß das Thier zusammenstürzte und nach wenigen Minuten seinen Geist aufgab.

„Allah, Allah!" schrieen die Mohren und Muselmänner, „sie haben den Lieblingslöwen des Kalifen getödtet. Weh uns, weh uns, wie wird es uns ergehen! Der Sultan läßt uns den Kopf abschlagen!"

„Wenn das geschehen sollte," rief Gaufred, „so ergebt euch reuvoll darein, denn eure Absicht war es sicherlich, uns hier umkommen zu lassen."

Schaver war blaß geworden und zitterte. „Beim Barte des Propheten," sprach er; „ihr seid rasch gewesen. Wartet nun hier, bis ich das Unglück gemeldet habe, denn es ist sehr die Frage, ob der Kalife euch nun noch Audienz ertheilt."

Als Schaver zum Sultan kam, hatte dieser schon Kunde von dem Vorgefallenen. Je mehr er selbst des

Muthes und der Tapferkeit entbehrte, desto mehr liebte er Beides an Andern. Darum pries er jetzt die Fremden hoch und sagte, daß er um ihrer Tapferkeit willen den Eid leisten werde.

Fünftes Kapitel.

Die Audienz beim Kalifen.

Schaver, welcher schon großes Unglück gefürchtet hatte, kam mit strahlendem Antlitze zurück. Statt aber der Wahrheit gemäß zu berichten, sagte er nur, daß der Kalife in seiner bekannten Milde den barbarischen Fremdlingen ihre strafwürdige That verzeihen wolle.

Aus dem Hofe der wilden Bestien gelangten sie in eine Reihe anderer; immer höher und höher stiegen sie in ihrer Pracht, und wenn die Ritter glaubten, nun sei es nicht mehr möglich, eine noch größere Herrlichkeit zu entfalten, dann kam wieder einer, der den vorhergehenden in Schatten stellte.

Endlich gelangten sie auf einen Platz, wo die Zahl der Bewaffneten so groß war, daß sich die Ritter auf etwas Außerordentliches vorbereiteten. Ueberdieß wurde hier in Kleidern und Waffen ein Glanz entwickelt, daß er fast die Augen blendete. Der Sultan Schaver trat zu ihnen und sprach: „Jetzt werden wir in die Nähe des Kalifen kommen; darum löst die Schuhe von den Füßen und entblößt eure Häupter.“

„Nimmermehr!“ antwortete Hugo; „nur vor meinem Gotte erscheine ich barhäuptig; die Schuhe aber behalte

ich auch in der Kirche an den Füßen. Wie sollte es mir also einfallen, einem irdischen Fürsten größere Ehre zu erzeigen, als dem allmächtigen Gott! Alle Könige der ganzen Welt sind seine Lehnsleute." Gaufred stimmte dem bei und hielt seinen Helm auf dem Kopfe.

Alles Zureden half nicht, die beiden Ritter beugten sich nicht. Mit schwerem Herzen führte er sie in einen Saal, von dem Schaver selbst sagte, daß er wegen seiner Schönheit zu den Wunderwerken der Welt gerechnet werden könne. In der Mitte war er durch einen seidenen Vorhang abgetheilt, der so reich mit Gold und Perlen verziert war, daß man ein Königreich für denselben kaufen konnte.

Vor diesem Vorhange warf sich Sultan Schaver dreimal zur Erde, küßte den Staub des Fußbodens und murmelte andächtige Gebete. Als er sich zum drittenmale niederwarf, legte er das Schwert ab, welches von seiner Schulter niederhing und blieb liegen. Die beiden Ritter aber standen aufrecht und thaten auch die Schwerter nicht von sich. Trotzig standen sie da, wie Leute, welche entschlossen sind, keine Demüthigung ungestraft zu erdulden.

Der Vorhang bewegte sich nun rasch in die Höhe und die Gesandten sahen hinter demselben den Kalifen Aded auf einem goldenen Throne sitzen. Sein Antlitz konnten sie nicht sehen, denn es war verhüllt; die Hände waren mit Handschuhen versehen, also, daß man von dem Manne, der ein so schönes Reich sein nannte, nichts sah, als die reiche Kleidung, welche seinen Körper bedeckte. Dennoch konnte man an dem Wuchse abnehmen, daß er noch jung war.

Einige Höflinge, deren Kleider so stark mit Edelsteinen bedeckt waren, daß sie leuchteten, standen in ehrerbietiger Entfernung und wagten nicht, die Augen vom Boden zu erheben.

Sultan Schaver erhob sich jetzt, kreuzte die Hände über die Brust und nahte sich in tiefgebeugter Stellung dem Throne. Dort warf er sich abermals zur Erde, küßte des Kalifen Füße und wartete auf die Erlaubniß, sprechen zu dürfen.

Als ihm der Kalif ein Zeichen mit der Hand machte, hub er an: „Sonne des Erdballs, Beherrscher aller Gläubigen, Schrecken deiner Feinde und Vater aller, welche im Angesichte des Nilstromes leben! Nureddin von Damaskus ist im Anzuge nach Egypten, und seiner Streiter sind so viele, wie der Sandkörner in der Wüste. Er hat geschworen, Egypten in einen Trümmerhaufen zu verwandeln, dich, den Heiligen, zu erschlagen, alle Einwohner des Landes zu Sclaven zu machen und sich auf deinem goldenen Throne niederzulassen."

Der Kalif antwortete durch seine Umhüllung: „Du wirst ihn natürlich angreifen, sein Heer verjagen und ihn in die Finsterniß des Kerkers werfen."

„Er ist selbst nicht da, Sonne des Erdballs, sondern er hat Schirkuh und seinen Neffen Saladin gesandt, um das Angedrohte zu vollbringen."

„Nun, so wirst du diese schlagen."

„Sohn des Paradieses, ich würde es thun, wenn ich mächtig genug dazu wäre, aber weil ich es nicht bin, so habe ich mit dem Könige Amalrich von Jerusalem ein Bündniß abgeschlossen und er ist mit einem großen Heere gekommen, um uns beizustehen."

„Wie lautet der Vertrag?“

„Wir zahlen jährlich 400,000 Goldstücke und gewähren ihm wieder Hülfe, wenn er angegriffen wird.“

„Ich genehmige den Vertrag, sage das den beiden Abgesandten.“

Sultan Schaver gerieth bei dieser Antwort in große Verlegenheit, denn er wußte nicht, wie er das Folgende anbringen sollte, ohne seinen Herrn zu erzürnen. Endlich fand er doch Worte und sprach: „Stern des Morgenlandes, den die Völker anbeten, verübele mir es nicht, wenn ich dir den Willen des Christenköniges kund thue. Es genügt ihm nicht, daß ich geschworen und mein Siegel an den Brief gehangen habe, er will auch, daß der Kalife selbst schwöre.“

Da schüttelte Abed unwillig mit dem Haupte, denn eine solche Forderung war bis zu dieser Stunde noch nicht erhört worden. Die Trabanten aber, welche sich in der Nähe des Thrones befanden, erhoben ein großes Geschrei und sagten, die Heiligkeit des Kalifen sei durch die Forderung der Christenhunde beschimpft und drangen mit ihren Krummsäbeln auf die beiden Ritter ein.

„Gaufred,“ sprach Hugo von Cäsarea, „es scheint, diese Kerle wollen uns tödten, um von unsern Forderungen verschont zu bleiben. Komm mir zur Seite und wehre dich tapfer. Wenn es sein muß, daß wir die Erde von der Sonne des Erdballs vertilgen, so haben diese speichelleckerischen Trabanten es sich selbst zuzumessen.“

Zu dem Kalifen gewendet aber sprach er: „Beim Haupte des Gekreuzigten, wenn du nicht befiehlst, daß

diese Unsinnigen sofort ihre Waffen wegthun, so rasiren wir ihnen die Köpfe glatt vom Rumpfe hinweg!"

Da hob der Kalif seine Hand und machte den Trabanten ein Zeichen. Sclavisch gehorchten sie demselben, legten die Krummsäbel von sich und zogen sich ehrfurchtsvoll in den Hintergrund zurück.

„Hugo von Cäsarea und du Gaufred," sprach der Kalife, „rechnet es ihnen nicht hoch an, daß sie in Zorn gerathen, denn ihr müßt wissen, daß die Forderung, welche euer König stellt, einer Beschimpfung so ähnlich sieht, wie ein Wassertropfen dem andern. Dennoch will ich es seiner Unkenntniß unserer Sitten verzeihen und den Schwur leisten, denn ihr, seine Abgesandten, seid tapfere und unerschrockene Männer. Wenn alle eure Krieger so sind, so werden wir von eurem Bündnisse großen Vortheil ziehen und lange Freunde bleiben, darum nehmt meine Hand zum Schwure und laßt so den Vertrag besiegelt sein."

Hugo, dem er die Hand entgegenstreckte, wies sie zurück und sprach: „Nicht so, Herrscher von Egypten. Jeder Vertrag soll offen und klar sein und nichts Verstecktes und Verhülltes in sich haben. Aufrichtig und offen müssen beide Theile sein und auch im geringsten Umstande keinen Raum zum Zweifel lassen. Bei uns Christen ist es immer so gebräuchlich gewesen und es wird auch so bleiben. Darum, wenn ich deine verhüllte Rechte annehme, so wird unser König und unser Volk glauben, daß hier ein verstecktes Spiel getrieben worden sei. Entblöße deine Hand und lege sie so in die meinige, daß dein Fleisch das meinige berührt."

Da entsetzte sich der Kalif, sprang vom Throne

auf und entgegnete in heftigen Worten: „Ich sehe, daß ihr gekommen seid, um Schmach auf mein Haupt zu häufen. Seit der Prophet von der Erde geschieden und in das Paradies aufgestiegen, ist eine solche Forderung nicht geschehen, und kein Unterthan des egyptischen Reiches hat jemals die Hand des Kalifen berührt."

Die Trabanten griffen abermals zu den Waffen und der Lärm wurde so groß, daß die Verschnittenen mit drohenden Geberden in den Saal drangen.

Die beiden Ritter aber fürchteten sich nicht, sondern standen fest, wie die Marmorsäulen des Saales und erklärten mit lauter Stimme, daß ihre Bedingung eine unumstößliche sei, von der sie nicht weichen würden. Gaufred aber trat vor den Kalifen und sprach: „Bedenke wohl, was du thust. Werden wir angegriffen, so machen unsere Klingen glatte Arbeit und schonen Niemanden. Es ist möglich, daß wir überwältigt und getödtet werden, denn eurer sind viele und unserer nur zwei, aber Amalrich wird für jeden Butstropfen Rechenschaft fordern und du magst wohl zusehen, wie du dich in Sicherheit bringst, wenn uns ein Haar gekrümmt wird."

Sultan Schaver warf sich seinem Gebieter zu Füßen, küßte seine Schuhe und bat schluchzend: „Erhabener Sohn des Himmels, es wird Unheil und Elend über dich und dein Reich kommen, wenn du widerstrebst, denn die Ritter des Abendlandes sind furchtbarer als Löwen und Tiger, wenn sie gereizt werden."

Der Kalif war schwer zu besänftigen. Er ging zu seinen Trabanten, sprach hin und her mit ihnen und brach zuweilen in Wuth aus; endlich aber besänftigte

er sich und nahm wieder Platz auf seinem Throne. Nun mußten die Trabanten, die Verschnittenen und der Sultan hinausgehen, Niemand durfte im Saale bleiben, als die beiden Ritter.

„Ihr Männer des Abendlandes," sprach er jetzt, „ich würde mich einer unerhörten Erniedrigung aussetzen, wenn meine Unterthanen meine nackte Hand sähen, aber um des Friedens und der Freundschaft willen, will ich sie euch zum Schwur geben, wenn ihr damit zufrieden seid, daß es ohne Zeugen geschieht."

Da antwortete Hugo von Cäsarea: „Sohn des Propheten, wir wollen deinem Schwure auch ohne Zeugen trauen, obschon es bei uns nicht Sitte ist. Ein Fürst, der seine Hand gegeben, würde von Gott und Menschen des Lebens nicht werth gefunden werden, wenn er seinen Schwur bräche."

Jetzt zog der Kalif seinen Handschuh ab, legte die entblößte Rechte in Hugo's Hand und sprach den Schwur nach, wie er von dem Templer Gaufred vorgesagt wurde.

Als dieses geschehen war, klatschte der Kalif in die Hände und die Trabanten traten wieder ein. Die Abgesandten wollten sich nun entfernen, das aber litt er nicht, sondern befahl, daß sie auf das reichlichste bewirthet würden.

In einem Saale, dessen Wände mit den herrlichsten Gemälden bedeckt, und dessen Fußböden ganz nach römischer Art mit bunten Steinen ausgelegt waren, hatte man bereits ein herrliches Mahl auftragen lassen. Hugo und Gaufred erhielten den Ehrensitz. Die Sitten und Gebräuche, welche bei dieser Mahlzeit stattfanden,

setzten sie in das größte Erstaunen, aber ihre Unkenntniß erregte bei den Egyptern viel Heiterkeit.

Als das Mahl beendigt war, wurden sie huldreich entlassen und mit kostbaren Geschenken an Gold, Perlen und edeln Steinen überrascht. Für den König Amalrich waren schöne Waffen und ein paar vorzügliche Maulthiere beigegeben. So zogen sie, von den besten Eindrücken erfüllt, mit dem Sultan Schaver zurück zum Könige. Sie hatten erreicht, was vor ihnen niemals ein Sterblicher den Muth gehabt hätte, zu fordern.

Während die Abgesandten sich in Kahira befanden, nahm König Amalrich seinen Rittern das Versprechen ab, mit der größten Tapferkeit gegen Schirkuh und Saladin zu kämpfen. Willig und gerne thaten sie das und jeder Einzelne rüstete sich, als ob er den Kampf allein ausfechten sollte. Als nun Schaver mit Hugo und Gaufred zurückkam und die beiden letztern ihrem Könige versicherten, daß der Kalif den Eid geschworen, da nahm er auch die egyptischen Schaaren, welche der Sultan ihm zuwies, zwischen die Christen auf; sogar Schavers beide Söhne schlossen sich ihm an und vertrauten sich seiner Führung.

König Amalrich hatte die Absicht, noch am nämlichen Tage über den Nil zu setzen und seine Schaaren in eine günstige Stellung zu bringen, aber die Rückkehr der Abgesandten hatte sich bis gegen Abend verzögert und nun war es zu spät, die Ueberfahrt zu bewerkstelligen. Das Heer war indessen an den Fluß gerückt und lagerte daselbst unter freiem Himmel. Amalrich konnte nicht schlafen, denn in seinem Geiste erwog er den Feldzugsplan und überlegte die Mittel,

wie er den Schirkuh am besten schlagen könne. Da kam er an eine Stelle des Ufers, wo ein einzelner Mann nahe am Rande lag und schlief. Unter ihm ging es steil hinab und ein Sturz des Schläfers mußte denselben unfehlbar den Tod bringen. Der König beugte sich zu ihm nieder und sah, daß es Bernhard von Zollingen war. Er lag im tiefsten Schlafe, aber gewohnt, die Vorsicht nie aus dem Auge zu lassen, hielt er sein Schwert umschlossen. Der König wollte ihn wecken und auf die Gefährlichkeit seiner Lage aufmerksam machen, aber etwas Anderes nahm plötzlich seine Aufmerksamkeit in Anspruch.

In einiger Entfernung kam ein Mann aus den Reihen der Schlafenden und bewegte sich vorsichtig und langsam dem Orte zu, wo der König stand, so daß es ihm schien, als ob der späte Wanderer keine guten Absichten im Schilde führe. Vielleicht war es ein Spion, von Schirkuh abgesandt, um nächtlicher Weile das Lager auszukundschaften.

Amalrich trat zurück und verbarg sich etwa zehn Schritte davon zwischen zwei vorstehenden Steinen. Der Mann kam näher und näher und als er den Platz erreicht hatte, wo Bernhard schlief, richtete er sich plötzlich empor und fuhr mit einem Dolche nach seinem Herzen. Der Dolch aber konnte nicht eindringen, denn Bernhard hatte sich in seiner Rüstung niedergelegt.

Von dem heftigen Stoße erwachend, fuhr der Ritter empor und hieb mit seinem Schwerte nach dem feigen Mörder, aber er schnitt ihm nur einen Zipfel seines Gewandes ab, denn der Feigling wandte sich eilends zur Flucht und ehe der Ritter sich recht zur

Verfolgung anschicken konnte, war er zwischen den langen Reihen der Schläfer verschwunden.

Der König trat aus seinem Versteck hervor, hob den abgeschnittenen Zipfel auf und betrachtete ihn beim Lichte der Sterne. Leicht zusammenzuckend sprach er zu sich selber: „Wahrlich, ein solcher Angriff verdient gezüchtigt zu werden, und ich werde es thun, sobald die Gelegenheit kommt.“

Bernhard von Zollingen kam indessen von seiner nutzlosen Verfolgung zurück und nahm seinen Platz wieder ein.

Amalrich wollte nun ebenfalls die Ruhe suchen, aber ihm deuchte, daß am gegenseitigen Ufer, Kahira gegenüber, sich ein leises Getöse erhöbe. Schärfer hinschauend vermeinte er auch Gestalten zu sehen. Da trat er zu Bernhard und sprach: „Hörst und siehst du nichts?“

„Ja, mein König,“ antwortete dieser, „ich sah so eben einen Meuchelmörder, der es auf mein Leben abgesehen hatte.“

„Ich weiß es, aber jenseits des Nil?“

Der Ritter schaute hin und gab zur Antwort: „Bei den Wunden des Erlösers, wenn mich meine Sinne nicht täuschen, so ist es Schirkuh's Heer.“

„Unmöglich, Bernhard, wir wähnten doch, daß er noch länger in der Wüste weilen werde.“

„So wähnten wir allerdings, aber Schirkuh ist listig und weiß mit Täuschungen und Ueberraschungen mehr zu gewinnen, als mit dem Schwerte.“

Während sie noch sprachen, leuchteten jenseits Fackeln auf, wahrscheinlich ein Zeichen für diejenigen, welche noch entfernt waren. Jetzt hörten alle Zweifel auf.

denn man konnte die Muselmänner deutlich an ihrer Kleidung und an ihren Waffen erkennen.

„Beim heiligen Kreuz, wir sind überlistet," sprach der König. „Hätten wir gestern Abend übergesetzt, so wären sie nicht so weit gekommen; wir würden ihnen die Spitze geboten und sie zurückgeschlagen haben."

„Diese Erwägungen sind jetzt zu spät," antwortete der Ritter, „aber ich denke, es ist wohlgethan, sogleich den Sultan zu wecken, damit wir hören, welche Vorschläge er zu machen hat."

Amalrich nickte und sie gingen zusammen quer durch das Lager bis zum äußersten Ende, wo es sich an die Stadt lehnte. Hier stand Schaver's Zelt und zwei muselmännische Wachen gingen auf und ab, um ihn zu beschirmen.

„Weckt euren Herrn," sprach Bernhard, „denn der König von Jerusalem wünscht augenblicklich mit ihm zu sprechen."

Einer von den Wächtern begab sich in das Zelt und kam sogleich mit dem Sultan zurück. Amalrich neigte sich zu ihm und flüsterte: „Durch die thörichte Verzögerung, welche meine Gesandten in Kahira gefunden, hat Schirkuh Zeit gewonnen und ist vor uns auf der Ueberseite angekommen. Sieh, dort lagern sie und sie machen so wenig Hehl aus ihrer Anwesenheit, daß sie sogar Fackeln anzünden."

„Beim Barte des Propheten, du sprichst die Wahrheit," sagte der Sultan; „aber ich nehme Hugo und Gaufred zu Zeugen, daß ich an der Verzögerung keine Schuld trage. Dein sonderbares Begehren und des Kalifen Trotz sind Schuld, daß wir nicht gestern Abend

über den Strom setzen konnten. Wir müssen morgen den Fehler wieder gut machen."

Amalrich ließ nun sogleich die Bau- und Zimmerleute, welche beim Heere waren, wecken und gab ihnen den Auftrag, sogleich mit dem Bau einer Schiffbrücke zu beginnen, mit der sie dann versuchen wollten, die Truppen an das gegenseitige Ufer zu setzen.

Alle kleinen Schiffe, welche sich auf dem Nil befanden, wurden herbeigeholt, denn sie alle sollten zum Bau der Brücke verwendet werden. In gewissen Entfernungen voneinander aufgestellt, wurden sie vor Anker gelegt und durch Balken und Bretter miteinander verbunden. Außerdem errichteten sie auf jedem Schiffe einen Thurm, welcher Bewaffnete und Wurfmaschinen aufnehmen konnte.

Als der Morgen tagte, sah man auf jener Seite des Nil die Muselmänner aufgestellt. Sie schossen zum Hohne Pfeile und Bolzen herüber und gaben auf alle mögliche Weise zu erkennen, wie sehr sie sich der gelungenen List freuten.

Während die Architekten unabläßig arbeiteten und die Soldaten müßige Zuschauer bleiben mußten, dachte der König des Meuchelmörders, den er in jener Nacht entdeckt und er nahm sich vor, denselben um jeden Preis ausfindig zu machen. Er wanderte also den ganzen Tag durch das Lager und schaute nach, wem von ihnen der Zipfel des Gewandes fehlte, den er bei sich trug. Er fand ihn nicht, wie eifrig er auch suchen mochte. Als er nun den Fetzen noch einmal genauer besah, da trat abermals die Röthe auf seine Wangen, von der wir schon einmal gesprochen haben.

Rasch wandte er sich dem Zelte seines Günstlings Milo von Planch zu und fand denselben mitten unter seinen Freunden mit Würfeln und Trinken beschäftigt. Der König hieß sie alle hinausgehen, nur Milo sollte bleiben.

Als sie allein waren, zog Amalrich den abgehauenen Gewandzipfel aus der Tasche, legte ihm denselben vor und fragte: „Gehört dieser Zipfel nicht zu einem deiner Kleider?“

Als Milo erröthend still schwieg, sagte der König zu ihm: „Ich kannte dich längst als trotzig, anmaßend und streitsüchtig, aber ich wußte nicht, daß du ein feiger Mörder warst. Sieh, dieser Zipfel redet eine stumme Sprache wider dich und legt Zeugniß ab, daß du den edeln Ritter Bernhard von Zollingen im Schlafe überfielst und mit dem Dolche tödten wolltest.“

Milo zuckte zusammen, nicht als ob er jene That bereut, denn das Böse hatte immer einen Reiz für ihn, sondern weil er in des Königs erzürntem Gesichte las, daß er auf dem Wege war, seine Gunst zu verscherzen.

„Mein allergnädigster Herr,“ stotterte er, „dieser Mensch hat mich zu verschiedenenmalen so schwer beleidigt, daß der Tod nur eine kleine Züchtigung für ihn ist. Wenn ich meinem Unmuthe nicht länger Zügel anlegen konnte, so verzeihe es deinem Knechte, der dich bei all seinen Fehlern doch mehr liebt, als sich selbst und die ganze übrige Welt.“

Der König schüttelte unwillig mit dem Kopfe und gab zur Antwort: „Eine Liebe, die mir allstündlich Unannehmlichkeiten bereitet, ist mir wenig genehm. Liebtest du mich wirklich und wahrhaftig, so würdest

du es durch Selbstverleugnung bekunden und um meinetwillen deinem thörichten Hasse gegen Bernhard Zügel anlegen. Ich sehe aber, daß du nicht zur Vernunft kommst, bis ich dir eine Strafe auferlegt habe. Bei nächster Gelegenheit werde ich dich dorthin stellen, wo eine große Gefahr zu bekämpfen ist; zeigst du dann unerschrockenen Muth, so werde ich dir verzeihen, vorausgesetzt, daß du deinen Haß fahren läßest."

Der König ging von dannen, sich der festen Hoffnung hingebend, daß sein Senneschall sich künftig ritterlicher betragen und keinen Grund zur Unzufriedenheit mehr geben werde. Hätte er in das Herz des bösen Menschen sehen können, so würde er solche Hoffnung nicht gehegt haben. Wir werden in der Folge hören, daß er noch Schlimmeres that.

Sechstes Kapitel.

Des Senneschalls Bosheit und Verrath.

Der Bau der Schiffbrücke ging täglich ein Stück weiter und das Schießen von beiden Ufern nahm den ganzen Tag kein Ende. Niemand war dabei so eifrig, als Bernhard von Zollingen. Abends war er der letzte auf der Brücke und oft, wenn sich schon Alle zurückgezogen hatten, blieb er noch allein auf dem letzten Ponton und schaute sehnsüchtig nach den jenseitigen Ufern hinüber, denn es dauerte ihm viel zu lange, bis sie mit den Muselmännern handgemein wurden. Es war aber noch keine Aussicht dazu vorhanden, denn länger als

einen Monat kämpften sie nun schon, um den Uebergang zu erzwingen, aber sie konnten nicht über die Mitte des Flusses kommen, weil die Muselmänner mit ihren weitreichenden Bolzen stets zerstörten, was sie neu aufgebaut hatten.

Da sprach der König eines Tages zu Milo: „Wir können den Uebergang an dieser Stelle nicht erzwingen, aber siehe dort die Insel im Flusse. Schirkuh hat sich mit einem Theile seiner Truppen auf derselben gelagert, und wenn wir keine ganz bedeutenden Anstrengungen machen, so wird er die Gelegenheit wahrnehmen und uns von dort aus unversehens überfallen. Nimm Truppen zu dir, setze auf leichten Kähnen über und jage die Muselmannen zurück, so wirst du meine Gunst wieder haben."

Milo fluchte im Stillen über den gefährlichen Auftrag, denn er war am liebsten da, wo sich seine Glieder in Sicherheit befanden, aber er gab sich den Anschein, als freue er sich ganz außerordentlich, so leichten Kaufes wieder in die Gunst seines Herrn zu kommen und gab das Versprechen, daß er schon in der folgenden Nacht den Ueberfall ausführen wolle.

Mit bösen Plänen sich tragend ging er durch das Lager und kam an Bernhard's Zelt, der eben in der Sonne saß und dem Waffenschmiede Anweisung gab, wie er seine Rüstung auszubessern habe.

„Herr Ritter", redete Milo ihn an, „wir haben lange in Feindschaft gelebt, und ich will nicht leugnen, daß der größte Theil der Schuld an mir lag."

Es wundert mich Senneschall, daß ihr zu dieser Er-

kenntniß kommt", gab Bernhard zur Antwort, ohne Milo eines weitern Blickes zu würdigen.

„Ein wichtiger Auftrag des Königs ist schuld daran; ich gehe irgendwo hin, wo ich vielleicht mein Grab finde, und da möchte ich mich vorher mit euch versöhnen."

Bernhard von Zollingen war stets Feuer und Flamme, wenn er von einem gefährlichen Auftrage hörte; allen Haders vergessend, stand er auf, reichte dem Senneschall die Hand und sprach: „Vergeben und vergessen, was hinter uns liegt, aber nehmt mich mit zu euerm Unternehmen und ich verspreche euch, nicht der letzte zu sein, wenn es einzuhauen gilt."

Milo flüsterte ihm in's Ohr: „Herr Ritter, ich soll in der heutigen Nacht jene Insel nehmen und den Schirkuh auf die andere Seite des Flusses zurückschlagen. Aufrichtig gesagt, bangt mir ein wenig, denn ich bin der Kriegführung wenig gewohnt und hatte selten Gelegenheit, selbständig ein Heer zu führen."

„Ei, Herr Senneschall, was ist Schlimmes dabei? Uebernehmt in Gottes Namen die Führung! An meinem Rathe soll es euch nicht fehlen; die Ehre des Sieges aber mögt ihr selber einsäckeln, denn mir gelüstet es nicht darnach. Wenn ich drein schlagen und dem Feind am Zeuge flicken kann, so bin ich zufrieden."

Milo dankte ihm und sie trafen die Verabredung, daß sie eine Stunde nach eingetretener Dunkelheit ausmarschiren wollten.

Am Abende sammelte sich in aller Stille die Abtheilung des Heeres, welche den Angriff machen sollte und die Nilschiffer ruderten die Barken am Ufer hinauf.

Zur bezeichneten Stunde kam auch Bernhard und rieth, so weit vom Ufer zu bleiben, daß sie drüben nicht gesehen und gehört werden könnten, während die Schiffer nur den äußersten Wasserrand benutzen sollten. Milo fand den Rath gut und befolgte ihn.

Gegen Mitternacht waren sie der Insel gegenüber angekommen und sahen dieselbe dunkel im Wasser liegen. Einige Lagerfeuer bezeichneten deutlich genug den Ort, wo sie angreifen mußten. Da trat Bernhard zu dem Senneschall und bat: „Laßt mich in die erste Barke steigen!"

Es wurde ihm gerne gewährt.

Bernhard befahl nun, daß die Mannschaft, welche mit ihm in die Barke stieg, auf Hand und Fuß zum Ufer hinabkrieche. Geräuschlos stiegen sie ein und die beiden Schiffsleute tauchten ihre Ruder so leise als möglich ins Wasser. Bernhard lag auf dem Bauche an der Spitze des Fahrzeugs und schaute mit seinen scharfen Augen nach der Insel hinüber, wo sich nichts Verdächtiges regte. Nicht lange, so hatten sie den Landungsplatz erreicht. Dort stand ein Muselmann an eine Palme gelehnt. Der Schlaf hatte ihn überwältigt und seiner Pflicht vergessen gemacht.

Bernhard von Zollingen war mit einem Satze aus der Barke und ergriff den Schläfer so fest an der Gurgel, daß er nicht mehr schreien und die Uebrigen alarmiren konnte. Ehe er noch zum Bewußtsein kommen konnte, war er gebunden und in die Barke gebracht.

„Nehmt ihn mit auf das jenseitige Ufer", sprach er, „und wenn er den leisesten Laut von sich giebt, so werft ihn in den Nil, daß die Krokodille ihn fressen."

Der Muselmann hatte eine gerechte Furcht vor diesen Ungeheuern und er zog die Gefangenschaft dem gewissen Tode vor.

Diejenigen, welche mit Bernhard gekommen waren, mußten sich flach am Boden niederlegen und durften sich nicht rühren. Er selbst aber schlich auf den Zehen bis in die Nähe der Lagerfeuer, wo er zu seiner Freude die Muselmänner eingeschlafen fand. Aber weiter rückwärts zeigte sich Zelt an Zelt und in den Gassen derselben hörte er die Schildwachen auf und niederschreiten.

Zum Wasser zurückkehrend fand er eine neue Barke vor; auch diese Leute mußten sich niederlegen und so ging es weiter, bis sie alle herüber waren; zuletzt kam der Senneschall, welcher sich ängstlich nach dem Stande der Angelegenheit erkundigte.

„Alles geht ganz vortrefflich!" flüsterte Bernhard. „Uebernimm du nur das Commando; ich werde im Hintertreffen sorgen, daß wackerer Nachschub geschieht."

„Ich dächte, das Commando läge am besten in deinen Händen", sprach Milo. „Führe du die Truppen."

Der Ritter stellte die Leute in Schlachtordnung auf, ließ sie gegen das Lager vorwärts marschieren und dann plötzlich den Ruf ausstoßen: „Amalrich, der König von Jerusalem naht!"

Die Schläfer, so unsanft aufgeweckt, sprangen plötzlich von ihrem Lager empor und griffen zu den Waffen. Ein Kampf auf Leben und Tod entspann sich in der dunkeln Nacht. Die Muselmannen stritten mit dem Muthe der Verzweiflung, aber Bernhard von Zollingen drang wie Donner und Sturm auf sie ein und drängte ihre Schaaren immer näher an den Nil.

Da ergriff sie ein panischer Schrecken und selbst ihr Führer Schirkuh verlor den Kopf. Einer stürzte über den Andern zu den Barken; aber nur Wenige erreichten dieselben, sondern wurden von den christlichen Schwertern niedergemetzelt.

Als die Nachricht von dem glücklichen Ausfalle des Unternehmens an den König Amalrich gelangte, begab er sich mit dem Sultan Schaver auf die Insel, wo er mit großem Freudengeschrei empfangen wurde. Milo von Plancy kam ihm mit dem ganzen Selbstbewußtsein eines Siegers entgegen und da Bernhard von Zollingen sich bescheiden im Hintergrunde hielt, so hatte er Gelegenheit, seine Verdienste in helles Licht zu stellen.

Der König, stolz darauf, daß der Mann, den so Viele haßten, ein so gefährliches Unternehmen glücklich zu Ende geführt hatte, umarmte ihn in Gegenwart aller Kriegsschaaren und nannte ihn seinen lieben, tapfern Freund. Auch in den Augen der Heerführer und der Hofleute bekam er nun ein größeres Ansehen und Viele, die ihn bisher verachtet hatten, nahten sich und drückten ihm die Hand.

Bernhard sah wohl, wie alle Ehre, die eigentlich ihm gebührte, an den Unverdienten verschwendet wurde, aber auf seinem Namen ruhte bereits so viel Waffenruhm, daß er des Glanzes dieser einen That wohl entbehren konnte; auch hatte er ja nicht für seine Ehre gekämpft, sondern für den Ruhm des Kreuzes. Ohne Neid kam er deßhalb heran und reichte dem Milo ebenfalls seine Hand.

Als König Amalrich sah, daß die beiden Todfeinde sich ausgesöhnt hatten, freute er sich noch mehr und

versammelte die sämmtlichen Anführer zu einem großen Gelage.

Im Herzen Milo's aber schlief arge Tücke und während er des Königs Lobsprüche entgegennahm, dachte er darauf, wie er Bernhard verderben könne. Als nun der Wein die Zecher fröhlich machte und die Zungen löste, sprach er zum Könige: „Mit Gottes Hülfe haben wir den Feind von dieser Insel vertrieben, aber das größte Werk bleibt noch zu thun, denn die Schaaren jenseits des Wassers sind mehr als zehnmal so stark, als die Geschlagenen."

„Die Schaar ist groß", nahm Sultan Schaver das Wort, „aber ohne Zweifel herrscht jetzt Verwirrung und Muthlosigkeit in den Reihen Schirkuh's. Mein Rath wäre, wir setzen während der Nacht über und greifen sie mit frischem Muthe an."

Dieser Rath gefiel den weisen Heerführern und selbst der König stimmte zu und wollte das Heer in eigener Person anführen. Dieser Entschluß rief eine allgemeine Freude hervor und schon wurden die Becher auf einen glücklichen Ausgang geleert.

Milo aber widersetzte sich dem und sprach: „Wohl ist euer Muth und eure Bereitwilligkeit, in den Tod zu gehen, zu loben, aber der Rath ist dennoch ein unkluger. Was ihr zu thun vorhabt, das erwartet Schirkuh und es ist natürlich, daß er auf seiner Hut ist und das Ufer mit Argusaugen bewacht. Gerade deßhalb, weil ihn seine Sorglosigkeit schon einmal in's Verderben gebracht hat, wird er jetzt in diesem Stücke keinen Fehler mehr machen. Glaubt mir, die Gefahr gebietet ihm, jetzt bis an die Zähne gerüstet da zu stehen und uns

festen Fußes zu erwarten. Keinesfalls werden wir ihn überraschen, sondern ihn wach finden, und da er stärker ist als wir, so wird er uns in den Nil werfen und die glücklich eroberte Insel wieder an sich reißen."

Was er sagte, hatte viel Wahrscheinlichkeit für sich. Einige, die des Weines bereits zu viel genossen hatten, polterten zwar und nannten solche Bedenken kleinlich, aber die Mehrzahl der Anwesenden stimmte ihm bei.

Als er das erreicht hatte, fuhr er fort: „Was uns jetzt noth thut, ist eine genaue Kenntniß der Zahl und der Stellung des Feindes. Wenn ein kühner Mann unter uns wäre, der sich hinüberwagen wollte, so würde uns das von unermeßlichem Vortheile sein. Aber dieser Mann muß mit der Kühnheit eine seltene List und Schlauheit verbinden, sonst könnte es uns zu schwerem Nachtheile gereichen."

Während er sprach, streifte sein Auge zu Bernhard von Zollingen hinüber, so daß dieser eine Aufforderung darin fand, die That auszuführen. Er erhob sich von seinem Sitze und sprach: „Mein Herr und König, du hast mich oft zu schwierigen Sendungen gebraucht und warst mit der Ausführung zufrieden. Uebertrage mir auch diese Kundschafterfahrt und ich verspreche dir, allen meinen Fleiß anzuwenden, um dir einen genauen Bericht erstatten zu können."

Der König reichte ihm seine Hand und entgegnete: „Ritter Zollingen, ich habe keinen Kämpfer im Heere, den ich ungerner entbehre, als dich, aber ich besitze auch keinen, der zu einem solchen Unternehmen so geschickt ist; willst du also hinüberfahren, so will ich dirs all mein Leben Dank wissen."

Zollingen erhob sich und wollte sogleich seine Vorbereitungen treffen, aber Milo bat, ihm das zu überlassen. „Vor allen Dingen ist es nöthig, daß der Ritter in Muselmannischer Kleidung geht, weil ihn das erste wachende Auge sonst verrathen würde."

Nach dem Mahle ging Milo zu dem Orte, wo die Gefangenen aufbewahrt wurden, rief einen der Anführer zu sich und sprach: „Das Loos des Krieges hat dich in Gefangenschaft gebracht und es stehen dir schwere Leiden, vielleicht der Tod bevor; aber ich weiß ein Mittel, dir nicht allein die Freiheit wiederzugeben, sondern dich auch bei deinem Sultan in hohe Ehren zu bringen."

„Sprich, welches ist dieses Mittel", fragte Polidor, der im Heere Schirkuh's Hauptmann war. „So wahr ich ein Muselmann bin, ich will es anwenden, wenn es kein Verrath an meinem Herrn und an seiner Sache ist."

„Im Gegentheile", antwortete Milo, „du wirst dich um deinen Herrn und seine Sache hoch verdient machen, wie ich dir schon gesagt habe. In unserm Heere weilt ein Mann, der mir im Wege steht. Heute Nacht, wenn Dunkelheit den Nil deckt und Schirkuh's Leute eingeschlafen sind, will er sich in sein Lager hinüberwagen, um die Anzahl und die Stellung des Feindes auszukundschaften. Gelingt ihm das, so steht möglicherweise der Untergang eures Heeres auf dem Spiele; ich sollte also seine Pläne begünstigen und ihm allen Vorschub leisten, aber ich sagte dir schon, daß er mein Feind ist, darum will ich ihn verderben. Gieb mir deine Kleidung, daß er sie anlege; dir aber werde ich

den Anzug eines christlichen Schiffers geben. Wenn nun die Stunde gekommen ist, so halte dich bereit, ihn überzusetzen."

„Aber Herr", ich verstehe nicht mit dem Ruder umzugehen."

„Lasse dich das nicht beunruhigen", sprach Milo, „ich werde Sorge tragen, daß zwei Schiffkundige bei dir sind. Du aber hast nichts zu thun, als den Ritter in die Höhle des Löwen zu führen."

Polidor reichte ihm die Hand und schwur zum Ueberfluße noch einen Eid, daß er den Ritter Bernhard von Zollingen in das sichere Verderben führen wolle.

Als der Abend kam, brachte Milo dem Ritter den Anzug; und zwei christliche Ruderer nebst dem verkleideten Hauptmann Polidor erschienen am Ufer der Insel. Dort lag schon das Fahrzeug bereit, welches ihn hinüberführen sollte.

Bernhard legte frohen Muthes seinen Panzer an und über diesen den Anzug des Hauptmanns, so daß er ganz wohl für einen Muselmann gelten konnte. Nachdem er sich noch mit Waffen wohl versehen und mit Speise und Trank gestärkt hatte, begleitete ihn der König Amalrich zum Ufer hinab und gab ihm die besten Segenswünsche mit auf den Weg. Die Ruderer stiegen ebenfalls ein und stießen das Schifflein vom Ufer. Bernhard aber warf sich in dem Kahne auf die Knie und flehte Gott um seinen Beistand und gnädigen Schutz an.

Polidor rückte näher zu ihm heran und lispelte: „Herr Ritter, wenn ihr nicht mit dem jenseitigen Ufer genau bekannt seid, so kann euch leicht ein Unglück

passiren, denn es giebt dort eine Menge von Gräben und Löchern, in welchen ihr bei der Dunkelheit den Hals brechen könnt."

„Kennst du das Ufer?" fragte Bernhard. „So genau, wie meine Hütte, Herr, denn ich treibe auf dem Flusse Fischerei und werfe bald hüben und bald drüben meine Netze aus."

„Und kennst du auch den Lagerplatz?"

„Ich weiß natürlich nicht genau, welchen Platz sie augenblicklich inne haben, aber es wird mir nicht viel Mühe kosten, sie zu finden und selbst unbemerkt, bis zu Schirkuh's Zelt vorzudringen."

„So sollst du mich führen, willst du?"

„Der Herr Ritter hat zu gebieten, was ich thun soll, und ich werde mich seinem Befehl nicht entziehen. König Amalrich würde mich ja tödten lassen, wenn ich ungehorsam wäre."

Während sie ihren Plan noch genauer verabredeten, stieß das Schifflein an's Ufer, welches an dieser Stelle unbewacht war, denn sie waren ziemlich tief den Strom hinabgefahren, um nicht gesehen zu werden.

„Haltet hier!" befahl der Ritter den beiden christlichen Ruderern, „bis wir zurückkommen."

Sie banden das Schifflein an eine überhängende Wurzel, und Bernhard stieg mit seinem Begleiter aus. Es war ganz dunkel und man konnte kaum zehn Schritte weit vor sich sehen; aber Polidor ergriff seinen Arm und führte ihn langsam auf eine Anhöhe. In einiger Entfernung zwischen Palmbäumen schimmerten Lichter und brannte Feuer.

„Dort ist das Lager", sprach Polidor. „Bleibe

nun, daß ich vorausgehe und zusehe, ob wir uns ohne Gefahr nahen können."

Der Ritter verstand sich nur ungern dazu, weil es seinen Stolz verletzte, daß ein armer Fischer noch mehr Muth haben sollte, als er; aber dieser wußte ihn zu beruhigen. Während Polidor also leise vorwärts ging, stützte er sich auf sein Schwert und schaute zum Lager hinüber.

„Keine Maus regt sich", flüsterte er. „Die Kerle scheinen also noch nicht klug geworden zu sein. Wie schade, daß wir nicht allesammt übersetzten und sie überfielen. Leider ist nichts vorbereitet und bis wir alle herüber sind, tagt der Morgen. Fast möchte ich noch jetzt zurück, um sie zu holen; aber nein, ich habe den Befehl, das Lager auszukundschaften, und diesem Befehle muß ich nachkommen."

Einen Augenblick wollte es ihm dünken, als bewegten sich im Lager Lichter und als entstehe Waffengetöse in demselben; aber das erstere schrieb er einer Täuschung der Augen, das letztere dem Rauschen des Nil zu und blieb in seiner abwartenden Stellung.

Etwa zehn Minuten später kam Polidor zurück, erfaßte seinen Arm und flüsterte: „Alles liegt im tiefsten Schlummer, nur die Wachen im Umkreise des Lagers haben die Augen offen und diese können wir umgehen."

Ohne Arg ging der Ritter weiter; nach einem kurzen Marsche erreichten sie einen erhöhten Punkt zwischen einer Gruppe von Palmen. Von hier aus konnten sie zwischen den Zelten hindurch sehen, denn die Reihen waren mit Laternen erleuchtet. Vor dem Eingange der

ersten Zeltstraße stand eine Wache und schaute in die Nacht hinaus; aber sie wandte sich bald um und schritt an ihnen vorüber. Als die Schritte verhallt waren, sagte Polidor leise: „Jetzt ist es Zeit!"

Rasch huschten sie in die Zeltreihe und eilten leisen Schrittes durch die Gasse, bis sie an eine Kreuzung kamen. Hier blieb Bernhard stehen und ließ seine Augen hinab und hinaufschweifen.

„Die Stellung ist eine durchaus feste", lispelte er, „und wenn die Verblendeten nicht so sorglos schliefen, so hätte ein Angreifer genug mit ihnen zu thun."

Sie gingen weiter; immer neue Zeltreihen öffneten sich vor ihren Blicken und Bernhard gewann die Ueberzeugung, daß sie es mit einem Heere zu thun hatten, welches das christliche dreimal an Zahl überstieg.

Dennoch würden wir sie besiegen, wenn jetzt unsere Leute alle zusammen wären. Wie schade, daß wir den geeigneten Zeitpunkt versäumt haben!"

Weiter gehend gelangten sie zu einem Zelte, welches sich durch seine Größe und Schönheit vor allen andern auszeichnete. Auf seiner Spitze glänzte ein großer Halbmond und es bestand von oben bis unten aus dicker persischer Seide. Vor demselben lagen zwei Schildwachen am Boden, aber sie schliefen so fest, daß Polidor meinte, sie würden selbst durch ein starkes Rütteln nicht wach werden.

Er hob einen Zipfel des Zeltes, deutete mit dem Finger hinein und lispelte: „Hier schläft Schirkuh, der Mächtige."

Den Ritter wandelte die Lust an, den Sultan in der Nähe zu sehen und er schritt in das Zelt. Schirkuh lag auf einem seidenen Pfühl ausgestreckt und hatte

die Augen fest geschlossen. „Wenn ich ihm jetzt das Schwert in die Brust stieße“, dachte Bernhard, so wären sie mit einem Schlage ihres Führers beraubt und wir hätten gewonnenes Spiel. Doch, nein, ehrlicher und offener Kampf ziemt dem Christen. Fort mit aller Heimtücke und Hinterlist!“

Nachdem er sich den schlafenden Sultan genau angesehen hatte, um ihn bei dem bevorstehenden Kampfe sogleich wieder zu erkennen, wollte er sich so leise, wie er gekommen war, entfernen; aber Schirkuh, von dem Hauptmann Polidor in Kenntniß gesetzt, hatte seine Maßregeln getroffen. Sofort stürzten ein Dutzend Muselmannen auf ihn zu und begannen ihn mit ihren Krummsäbeln zu zerfleischen.

Da sprang Schirkuh von seinem Lager auf, schrie ihn wüthend an und nannte ihn einen Christenhund und Spionen. „Bindet ihn“, rief er seinen Leuten zu. „Wir wollen ihn mit uns schleppen auf allen unsern Siegeszügen und er soll Zeuge sein, wie seine Freunde geschlagen werden.“

Der Ritter machte gewaltige Anstrengungen, um sich loszureißen, aber der Muselmannen waren zu viel. Im Handumdrehen war er gebunden und geknebelt und kaum noch im Stande, ein Glied zu rühren.

Im Lager war plötzlich Leben entstanden; die Leute, welche noch vor wenigen Augenblicken in festem Schlafe lagen, waren jetzt alle aufgewacht, Geschrei und Waffengetöse erhob sich aller Enden. Der Lärm verbreitete sich bis zu der Stelle des Ufers, wo die beiden Ruderer das Boot bereit hielten, um den Ritter Bernhard wieder aufzunehmen.

„Hörst du den Lärm?“ fragte der Eine.

„Ja, ich höre ihn“, gab der Andere zur Antwort. „Mein Gott, wie sie durcheinanderschreien! Sie werden doch nicht unsern Ritter entdeckt haben? Es wäre Schade um ihn, denn ehrlicher und tapferer wie er, ist keiner. Herr im Himmel, da kommen die Türken schon mit Lichtern!“

Da sich das Gerücht im Lager verbreitet hatte, die Christen seien mit einer Flotte gelandet und lägen am Ufer vor Anker, so wollten sie sich den Eindringlingen entgegenwerfen und sie, so lange als möglich zurückhalten. Ihr Erstaunen war deßhalb kein geringes, als sie nur ein einziges kleines Boot bemerkten. Blitzesschnell stürzten sie hinab und waren nahe daran, das Boot zu ergreifen; aber die Schiffer, welche sogleich die Gefahr bemerkt hatten, kappten das Tau und griffen mit ihren Rudern so schnell aus, daß die Verfolger sie nicht mehr erreichen konnten.

Erst auf der Mitte des Stromes hielten sie inne und schöpften Athem. Das Lager war jetzt ihren Blicken entzogen, aber sie konnten noch immer das verworrene Getöse hören. Bald griffen sie wieder aus, um die Nachricht von dem mißlungenen Unternehmen dem Könige Amalrich zu überbringen.

Als sie an der Insel ankamen, standen die Christen in Gruppen zusammen und unterhielten sich lebhaft, denn sie hatten ebenfalls die Lichter gesehen und fürchteten nun das Schlimmste.

„Wie steht es um meinen getreuen Bernhard?“ fragte der König.

„Ach, ach“, antwortete der erste Ruderer, „ich

fürchte, er ist in die Hände der Heiden gefallen und geht einem schlimmen Schicksale entgegen. Als wir am Ufer angekommen waren, sprang Bernhard sogleich aus dem Boote und da er den Posten eingeschlafen fand, so band er ihn mit Stricken und übergab ihn uns, dann begab er sich furchtlos in das Lager der Heiden. Anfangs blieb alles ruhig und wir glaubten schon, daß er sein gefährliches Werk glücklich vollbringen werde, als sich plötzlich ein Lärm erhob. Der Ritter war ohne Zweifel entdeckt worden, denn das ganze Lager schien in Bewegung und das Geschrei der Heiden scholl bis zu unserm Boote. Im nächsten Augenblicke stürmten schon eine Anzahl von Bewaffneten an's Ufer, um unser Schifflein zu nehmen; aber wir hieben das Tau durch und flohen eiligst hierher."

Amalrich entfärbte sich bei dieser Mittheilung und alle Heerführer beklagten den kühnen Ritter. Niemand aber schien trauriger über den Unfall als Milo von Plancy. „Auf, Brüder", rief er, „retten wir den treuen Kameraden, der mehr werth ist, als eine Armee. Eilen wir, ehe sie ihn in Stücke gehauen haben!"

Der Ruf fand Anklang, die meisten verlangten, auf der Stelle über den Fluß geführt zu werden. Aber König Amalrich antwortete ihnen: „Meine Freunde, Niemand beklagt ihn mehr als ich, denn ich habe oftmals erfahren, wie treu er war; aber es ist nicht möglich, jetzt hinüberzugehen, denn es befinden sich nur die wenigen Boote hier, welch euch übergesetzt haben. Ehe aber die andern Fahrzeuge hier sind, ist es morgen und dann finden wir die Heiden auf alle Gelegenheiten vorbereitet. Wir können ihn jetzt nur der Hülfe und

Gnade Gottes empfehlen, der ihn so oft und so wunderbar aus schlimmen Lagen errettet hat."

„Bringt den Gefangenen her", fuhr er fort; „vielleicht können wir von diesem erfahren, wo ihre schwächste Seite ist."

Der Muselmann wurde los gebunden und vor den König gebracht, der ihn sogleich mit der Frage empfing: „Wie groß ist das Heer Schirkuh's?"

Der Gefangene kreuzte nach morgenländischer Art die Arme über der Brust und entgegnete: „Herr, einmal habe ich meine Pflicht verletzt, indem ich schlief, als dein Kundschafter kam. Verlange nicht, daß ich auch noch den Verräther spiele. Willst du meinen Kopf, da ist er; aber nimmer soll man mir vorwerfen, daß ich aus Feigheit meinen Feldherrn Schirkuh verrathen habe."

Weiter war aus dem Manne nichts herauszubringen. Da gingen sie alle mit betrübten Herzen zu ihren Zelten zurück und flehten den König an, sobald als möglich einen Angriff zu unternehmen.

Der arme Ritter von Zollingen hatte unterdessen viel Ungemach zu erdulden. Schirkuh stellte über die Stärke seines Heeres Fragen an ihn; aber unerschrocken gab er zur Antwort: „Der König von Jerusalem hat Niemanden unter seinen Standarten, der fähig wäre, ihn zu verrathen; am allerwenigsten aber wird dieses Bernhard von Zollingen thun, der sich rühmen darf, daß er dem Herzen des Königs nahe steht."

Da mit allem Zureden nichts aus ihm herauszubringen war, so befahl Schirkuh, daß ihm fünfzig Hiebe auf die nackten Fußsohlen gegeben würden.

Sogleich waren die Heiden bei der Hand, ihm das Oberkleid und die Rüstung abzunehmen. Als dieses geschehen war, kamen zwei Muselmänner mit Ruthen und schlugen ihm so lange auf die nackten Fußsohlen, bis das Blut in Strömen niederfloß. Aber auch jetzt war noch kein Wort aus ihm herauszubringen, und er erklärte, daß er lieber Hundertmal sterben, als nur den kleinsten Verrath begehen wolle.

Schirkuh war nicht sehr wählerisch in seinen Mitteln, die Leute zum Reden zu bringen; statt des geschundenen Mannes zu pflegen und ihm seine Lage zu erleichtern, befahl er, daß seine blutenden und schrecklich zerfleischten Füße der Sonne und den Insecten ausgesetzt würden. Die Muselmannen schleppten ihn also an eine Stelle des Ufers, wo es eine Menge von Ameisen und Stechfliegen gab. Diese fielen zu Hunderten und Tausenden über ihn her und richteten ihn so furchtbar zu, daß er sich, trotz seines starken Willens des Jammerns nicht enthalten konnte.

Der Unmensch Schirkuh machte noch verschiedene Versuche, ihn zum Sprechen zu bringen, aber Bernhard blieb fest. Da ließ er ihm die Füße mit Honig bestreichen, wodurch der Insecten noch mehr angezogen und seine Schmerzen verdoppelt wurden. Er biß die Zähne aufeinander um standhaft zu bleiben und richtete heiße Stoßseufzer an seinen Schöpfer um Stärke. Mit der Gnade Gottes überwand er auch wirklich den Schmerz, aber Schirkuh war erfinderisch; er ließ den armen gemarterten Ritter an ein Feuer tragen und ihm glühende Kohlen an die Füße halten, so daß die blutigen Wunden verkohlten. Wäre Saladin, der Neffe des

Heerführers nicht in's Mittel getreten, so würde er nicht eher aufgehört haben, ihn zu quälen, bis der Tod erfolgte. Jetzt aber befahl er, daß man ihn in der glühenden Sonne liegen lasse und sich nicht weiter um ihn kümmere.

Polidor, der heidnische Hauptmann, hatte noch die Grausamkeit, ihn zu verhöhnen und ihm lächelnd zu erzählen, wie der Senneschall Milo von Plancy ihn boshafter Weise in das Verderben geführt habe. Diese Entdeckung war ihm schmerzhafter als alle Wunden und er wünschte sich den Tod.

In der Nacht, als die Heiden schliefen, kam Saladin, der sich später durch seine Kämpfe mit den Christen einen so gefürchteten Namen machte, zu ihm, nahm ihn auf seine Schultern und trug ihn zu einer Hütte in dem Geklüfte des Meeresufers. Hier wohnte ein frommer, christlicher Klausner, welcher Tag und Nacht vor Gott im Gebete lag. Zu diesem sprach Saladin: „Da ist einer von deinen Brüdern, nimm dich seiner an, und wenn er geheilt ist, so laß ihn ziehen, wohin er will; ich schenke ihm die Freiheit; doch sieh wohl zu, daß er von den Muselmannen nicht entdeckt wird."

Der Klausner trug den Verwundeten weiter in die Höhle, die er mit einem Steine so verschließen konnte, daß Niemand ihr Vorhandensein ahnte. Saladin leerte seine Geldtasche, reichte ihm freundlich die Hand und nahm Abschied von ihm. Der Klausner aber, nachdem er seine Wunden untersucht, seinen glühenden Durst gelöscht und ihm Trost eingesprochen hatte, ging von dannen, um heilsame Kräuter zu suchen, denn er war in der Heilkunde wohl erfahren. Früher war er

S. 98.



Ausführ., Stich u. Druck durch Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, König Amalrich.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

ein tapferer Ritter gewesen und hatte im Vereine mit den Kreuzfahrern manchen blutigen Sieg wider die Heiden erfochten; dann hatte er sich einem beschaulichen Leben und der Arzneikunde gewidmet, womit er manchen Unglücklichen schwere Leiden erleichterte.

Siebentes Kapitel.

Der schwarze Ritter mit dem rothen Kreuze.

Als der Klausner zurückkehrte, fand er seinen Patienten eingeschlafen, die Erschöpfung hatte ihm die Augen geschlossen; er beugte sich über denselben und betrachtete seine Züge.

„Mein Gott“, flüsterte er, „wäre es nicht so fern von der Heimath, so würde ich darauf schwören, dieser Ritter sei Bernhard von Zollingen, in dessen Gemeinschaft ich so oft an den Ufern der Donau gehauen und gestochen habe.“

Je länger er den Schlafenden betrachtete, desto mehr wurde er in seiner Ansicht bestärkt und war voller Verwunderung über das Zusammentreffen. „Schlaf nur, Bruder“, sprach er, „die Ruhe wird dir wohlthun und dir wenigstens für eine kurze Zeit die Schmerzen erträglich machen.“

In die Hütte zurückkehrend, nahm er einen irdenen Topf, stieg zum Spiegel des Nil hinab, schöpfte denselben voll Wasser und setzte ihn über das Feuer. Dann schnitt er die Kräuter, welche er zu diesem Zwecke gesucht hatte, in den Topf, deckte denselben zu und fachte das Feuer

zu hoher Flamme an. Von Zeit zu Zeit gab er der Kräuter noch mehr zu, so daß das Ganze endlich zu einem dicken Safte einkochte. Mit diesem begab er sich zurück an das Lager, strich von dem Brei auf große Leinwandlappen und umwickelte dem Kranken damit die Füße.

Derselbe erwachte bald nachher und lohnte dem Klausner mit einem dankbaren Blicke.

„Bernhard von Zollingen braucht nicht zu danken", sprach dieser, „denn Freundes Hand leistet ihm gerne die Dienste, deren er jetzt bedarf."

Der Ritter hob überrascht den Kopf in die Höhe, aber er blieb über die Person seines Arztes nicht lange im Unklaren. „Beim heiligen Kreuz", rief er, „wenn mich meine Sinne nicht täuschen, so bist du Kunz von Staufen, mein lieber Freund und Waffenbruder."

„Du täuschest dich nicht", entgegnete Kunz, „ich bin es selbst, und ich danke dem Herrn, daß er mich in dieses Land verschlagen um dir nützlich sein zu können; aber sage mir, wie du hierherkommst!"

Bernhard stützte den Kopf in die Hand und begann zu erzählen: „Als dich der Drang nach Thaten und die Liebe zum Kreuze aus Deutschland fort und den Kreuzrittern in die Arme getrieben hatte, da fühlte ich mich auf meiner Burg sehr vereinsamt. Wohl zog ich noch aus zu Strauß und Turnier, aber du warst nicht mehr da und deßhalb fehlte mir die Freudigkeit. Manchmal, wenn ich mich erinnerte, wie wir gemeinsam gegen Wegelagerer und Räuber auszogen, kam noch einmal die alte Kampflust über mich und ich schloß mich irgend einem Haufen von Kämpen an, um nach alter Gewohn-

heit drein zu schlagen. Doch im Ganzen hatte es keine Art mehr und bald lag ich wie ein Träumer müßig auf meiner Burg und verging in Träumerei und Langeweile."

Da geschah es eines Tages, daß ein Mönch auf meine Burg kam und Gastfreundschaft heischte. Ich gewährte ihm dieselbe mit Freuden, denn die Anwesenheit des Mannes brachte einige Abwechselung in meine Langeweile. Der Mönch war viel herumgewesen und hatte eine genaue Kenntniß von dem Treiben und den Händeln der Welt. Eines Tages erzählte er mir von den Verlusten, welche die Christen im gelobten Lande erlitten und schilderte mit den lebhaftesten Farben alles Ungemach, welches durch die Heiden über sie hereingebrochen. Ich war tief gerührt von seiner Schilderung und empfand inniges Mitleiden mit den Brüdern im fernen Asien. Da wandte sich der Mönch an mich und sprach: „Wahrlich Ritter, es bringt euch wenig Ehre, daß ihr in faulem Nichtsthun auf eurer Burg liegt, während die Christen im Oriente mit Seufzern nach euch verlangen. Warum nehmt ihr nicht, gleich eurem Freunde Kunz von Staufen das Kreuz und zieht mit begeistertem Streitmuthe gegen die Ungläubigen? Der Herr würde es euch hoch anrechnen, so ihr dieses um Gottes willen thun wolltet."

Die Worte des Mönchs fanden Eingang in mein Herz. Ich schämte mich, daß es zu einem so heiligen Werke einer Mahnung bedurft hatte und gelobte in die Hand des Gastfreundes, daß ich binnen Monatsfrist gerüstet ausziehen und mir zu der Fahrt in Rom den Segen des Papstes holen wolle. Von Stund an

hatte ich keine Ruhe mehr auf der Burg; ich ritt von einem Freunde zum andern, um Begleiter zu werben, aber ich fand Niemanden willig."

„Der Geist Gottes ist von den Christen im Oriente gewichen", sagten sie. „Sie streben weltlichen Dingen nach und bekümmern sich wenig um die heilige Sache. Darum hat auch Gott sie in die Hände der Feinde geliefert. Ihr Wehklagen rührt die Herzen des Abendlandes nicht mehr. Wenn sie umkehren, mit Werken und Gebet dem Herrn dienen und sich vor den Heiden durch einen tugendhaften Wandel auszeichnen, dann wollen wir unser Blut und unser Gut opfern, um ihnen beizustehen, eher aber nicht."

„Ich sah wohl, daß ich allein ausziehen mußte. So also übergab ich die Verwaltung meiner Güter einem Burgmanne und zog wohlgewaffnet nach Rom. Der heilige Vater ertheilte mir in der Kirche des heiligen Petrus seinen Segen und ich ging in Süditalien zu Schiffe. Auf dem ganzen Wege dachte ich mit Sehnsucht des Freundes, den ich im Gewühle des Kampfes, aber nicht als Klausner zu finden hoffte. Endlich setzte ich meinen Fuß auf heiligen Boden und hatte schon in der ersten Stunde das Glück, mein Schwert für die Sache des Herrn ziehen zu dürfen."

„Seitdem ist mein Leben unstät gewesen; bald war ich im Kampfe mit den Saracenen, bald mit geheimen Botschaften auf fernen Wegen, immer aber im Dienste des Kreuzes."

„Und wie kam es", fragte Kunz, „daß du jetzt in die Hände des grausamen Schirkuh fielst?"

Bernhard fuhr fort: „König Amalrich von Jeru-

salem unternahm einen Zug nach Egypten, um zu verhindern, daß der gewaltige Nureddin dort Fuß fasse und den Christen die Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande noch mehr erschwere. Sein Günstling, der Senneschall Milo von Plancy, befand sich in seinem Gefolge. Ich hatte manchen Span mit dem falschen Manne gehabt und die Feindschaft dauerte noch fort, als wir schon jenseits des Flusses lagerten. Amalrich gab ihm den Auftrag, jene Insel, die unweit deiner Hütte mitten im Nil liegt, zu nehmen und die Heiden von derselben zu vertreiben. Da kam er mit gleisnerischen Worten zu mir, gab sich den Anschein, als wolle er sich versöhnen und spielte den Demüthigen. Im Grunde aber ging seine Absicht nur dahin, mich zu verderben. Der Arglistige wußte mich zu bereden, daß ich mit ihm zog, das Commando übernahm und mich seiner Sache mit Leib und Seele annahm."

„Das Unternehmen glückte; wir warfen den Schirkuh über den Fluß zurück, tödteten viele seiner Leute und machten eine große Anzahl von Gefangenen. Von Freude erfüllt, kam Amalrich selbst auf die Insel und belobte ihn. Mein Herz kannte wahrlich keinen Neid; ich freute mich nur, daß die alte Feindseligkeit endlich ein Ende gefunden. Milo aber brütete heftigere Rache als jemals. Durch seine Wortkünste wußte er es zuwege zu bringen, daß ich mich während der Nachtzeit über den Strom wagte, um das feindliche Lager auszuspähen. In meiner Begleitung befanden sich drei Ruderer, aber der dritte war einer von den gefangenen Muselmannen, den mir Milo in böswilliger Absicht beigegeben, ohne daß ich Verdacht schöpfte."

„Dieser Mann begleitete mich in's Lager und dort verrieth er mich dem grausamen Schirkuh. Das ist in kurzen Worten die Geschichte meiner Abenteuer und meines Elends."

„Wahrlich", entgegnete Kunz, „du hast um Christi willen viel Ungemach erfahren, aber tröste dich mit dem, welcher das Kreuz getragen; er erfuhr den Undank und die Schändlichkeit der Welt in einem noch höheren Grade, als du."

Nach diesen Worten nahm er das Pflaster von seinen Füßen und legte neues auf, und so fuhr er Tag und Nacht fort. Dabei verkürzte er ihm die Stunden durch die Schilderung seiner Erlebnisse. Bernhard erfuhr, daß er in vielen Schlachten mitgekämpft hatte, daß er mit den Pilgern in Jerusalem eingezogen war und am heiligen Grabe im Gebete gelegen hatte. Auch von Jerusalem aus war er oft mit gegen die Heiden geritten und hatte wacker drein geschlagen.

„Und wie kamst du zu dem Entschlusse, dich in die Einsamkeit zurückzuziehen und als Klausner zu leben?" fragte der Kranke.

„Es geschah in Folge eines Gelübdes", antwortete Kunz. „Wir belagerten seit drei Wochen die Stadt Paneas, welche in die Hände der Ungläubigen gefallen war. Obschon unser Häuflein nur gering war, so stürmten wir doch alle Tage gegen die Mauern und thaten Wunder der Tapferkeit; aber die Heiden schossen mit brennenden Pfeilen unsere Belagerungsthürme in Brand, machten mitten in der Verwirrung einen Ausfall und hieben Alle, die sich ihnen entgegensetzten, nieder. Ich hatte wegen der furchtbaren Hitze meine

Rüstung abgelegt und stritt mit halbnacktem Leibe; da fuhr mir ein Pfeil tief in die Schulter hinein und steckte so fest, daß ich ihn kaum herauszuziehen vermochte. Als es endlich gelungen war, strömte das Blut hervor und ich sank bewußtlos zusammen."

„Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich in einem dunkeln, übelriechenden Raume in schrecklicher Einsamkeit. Ich war nicht im Stande, meinen Kerker zu untersuchen, denn meine Arme und Beine waren mit schweren Ketten an die Mauer geschmiedet. Meine Schulter schmerzte mich ungemein, aber ich konnte nichts thun, um meine Pein zu lindern. Nach mehreren Stunden kam ein Kerkermeister und brachte mir eine elende Kost, von der ich nicht im Stande war, etwas zu genießen. Das Licht seiner Laterne zeigte mir, daß ich mich an einem scheußlichen, von eckelm Gewürme erfüllten Verließe befand. Das faßte mich mit Entsetzen und ich flehte den Kerkerknecht an, mich in ein anderes Gemach zu bringen. Der aber schüttelte mit dem Kopfe und gab zu verstehen, daß es nicht in seiner Macht stände, meine Lage zu mildern."

„Ein Tag verging nach dem andern und ich wurde immer schwächer und elender. Mein Ungemach war so groß, daß ich mir mit eigener Hand den Tod gegeben haben würde, wenn ich Herr meiner Glieder gewesen wäre. Dem Kerkerknechte versprach ich Geld und Gut die Fülle, wenn er mir die Freiheit verschaffe, aber er schüttelte immer wieder mit dem Kopfe."

„Gehe zu deinem Herrn", sagte ich zuletzt „und sage ihm, daß ich mich mit meinem ganzen Vermögen lösen will. In Deutschland besitze ich eine Menge von Gü-

tern; ich will kein Sandkorn des Bodens und keine Schindel von einer Burg behalten, wenn er mich frei läßt."

„Der Knecht kam mit der Antwort zurück: „Spare deine Anerbietungen! Mein Herr hat mehr Geld und Gut, als er bedarf und verschmäht deinen Reichthum. Es ist seine Lust, dich eines qualvollen Todes sterben zu lassen, hoffe nichts von ihm."

„Da grenzte meine Trauer an Verzweiflung und ich wollte mich todt hungern lassen; auch nahm ich mehrere Tage keine Speise und keinen Trank. Endlich aber kamen bessere Gefühle über mich und ich wandte mich wieder an Gott. Nachdenkend wie ich ein ihm wohlgefälliges Werk thun könne, kam mir in den Sinn, wie viele Menschen ich mit meinem Schwerte umgebracht habe und es wollte mir bedünken, als sei es verdienstlicher, Leben zu erhalten, als zu vertilgen. Da gelobte ich dem Herrn, in schwerer Rüstung eine Wallfahrt nach allen heiligen Orten zu machen und dann als Klausner zum Dienste der Menschheit zu leben, wenn er mich aus meinem Elende erlöse.

„Von dieser Stunde an kam Trost in meine Seele und meine Wunde, die keinerlei Pflege, nicht einmal einen Verband hatte, begann von selbst zu heilen; auch fühlte ich die Unerträglichkeit der Einsamkeit und die Schauerlichkeit meines Gefängnisses nicht mehr so sehr."

„In einer Nacht war es mir, als würde ich durch ein sanftes Rütteln an der Schulter geweckt. Als ich die Augen aufschloß, war mein Gefängniß von Licht erfüllt und die Laterne des Knechtes stand zu meinen Füßen, er selbst aber war nicht zu sehen. Noch größer

wurde mein Staunen, als ich Hände und Füße von Ketten frei fand."

„Sogleich erhob ich mich von dem faulen Stroh und probirte meine Füße; anfangs konnte ich nicht darauf stehen, sondern mußte mich gegen die Mauer stützen, daß ich nicht umfiel. Nach und nach aber gewann ich mehr Kraft und zuletzt konnte ich vorwärts schreiten."

„Herr, mein Gott, sei gelobt für deine Gnade und Barmherzigkeit!" flüsterte ich, nahm die Laterne und und ging langsam die Treppe hinauf. Auf dem obersten Absatze stand der Knecht. Vor Schrecken ließ ich die Laterne fallen, denn ich fürchtete, daß ich nun wieder in meine Dunkelheit hinabsteigen müsse; aber zu meinem freudigen Erstaunen sagte er mit leiser Stimme: „Fürchte dich nicht! Ich bin ebenfalls ein Christ und zu dem schweren Dienste im Kerker verdammt worden. Stets belauscht und beobachtet, konnte ich dir nie mein Mitleiden bezeigen. Jetzt aber sind sie hinausgezogen, um eine Burg in der Nachbarschaft zu überfallen und sie haben in der Eile nicht an dich und deinen Kerker gedacht."

„Der Knecht schritt mir voran. Wir kamen immer höher und höher und gelangten endlich in die Gemächer des Statthalters von Paneas. In der Waffenkammer fand ich meine Rüstung und meine Waffen aufgehangen. Ich konnte mich nicht in derselben irren, denn die Rüstung war schwarz wie die Nacht und auf der Brust war ein rothes Kreuz eingebrannt."

„Ich habe ein Gelübde gethan, mit voller Rüstung eine Pilgerfahrt zu machen", sagte ich, „deßhalb hilf mir dieselbe anlegen."

„Nur ungern ging der Sclave auf meinen Wunsch ein, denn er fürchtete, daß wir überrascht und zurückgehalten werden könnten. Da ich aber fest auf meinem Willen bestand, so eilte er mit großer Hast, mich ankleiden zu helfen. Als es geschehen war, drang er in mich, über die Rüstung muselmännische Kleidung zu werfen, damit ich nicht erkannt würde. Dessen aber weigerte ich mich, denn ich wollte auch nicht einmal den Schein eines Ungläubigen auf mich nehmen. Besorgt um meine und seine Sicherheit schritt er vor mir her und bahnte uns einen Weg durch eine Menge von Zimmern und Höfen bis in den Garten des Statthalters, welcher dicht an der Stadtmauer lag. Hier blies er die Laterne aus, stellte sie auf die Schwelle und lispelte: „Hinter jenem Gehölze ist ein Pförtchen, zu dem ich den Schlüssel habe, es wird uns in's Freie führen; aber bei allen Heiligen tritt leise auf."

„Wir schlichen auf den Zehen hinter das Gebüsch und mein Befreier öffnete. Draußen führte unser Weg zwischen langen und hohen Mauern hin und wir hatten noch das eigentliche Stadtthor zu passiren. Aber auch hier wußte er Rath; ehe wir an dasselbe kamen, ging er links durch eine Oeffnung in der Mauer und wir gelangten in einen Raum, wo des Tags über Maurer beschäftigt gewesen, eine schadhafte Stelle in der äußern Umfassung wieder herzustellen. Hier befand sich ein Gerüst, an welchem noch die Leitern standen. Rasch stiegen wir hinauf, zogen sie nach und setzten sie nun außen an die Mauer. Unter Gottes Beistand gelangten wir glücklich hinab und waren in Freiheit, aber wir mußten noch immer große Vorsicht gebrauchen."

„Nicht lange indessen, so erreichten wir ein Dorf. An dem ersten Hause waren zwei stattliche Pferde angebunden. „Das kommt uns passend“, sagte mein Führer. „Sieh, es sind die Pferde des Gouverneurs; entweder hat er sie hier zurückgelassen oder sein Nachtquartier hier genommen.“

„Ohne uns lange zu bedenken, schwangen wir uns in die Sättel und ritten hinweg; anfangs langsam, damit der Hufschlag nicht auf unsere Spur führte; dann aber flogen wir davon, daß man glaubte, die Hufe der Pferde berührten den Boden nicht mehr. Gegen Morgen brachen sie unter uns zusammen, aber wir waren gerettet und befanden uns lange auf befreundetem Gebiete.“

„Mein Lebensretter blieb in Jerusalem; ich aber machte meinem Gelübde gemäß, die Pilgerfahrt und kam zuletzt an diesen Ort, wo ich mich auf die Pflege der Kranken und Verwundeten verlegte und nach und nach eine ziemlich gute Kenntniß in solchen Dingen erlangte.“

„Die Hand des Herrn hat dich an diesen Ort geführt“, sprach der Ritter Bernhard; er hat es gewollt, daß du mich von meinen Wunden heilen sollst, damit ich nachher wieder gegen die Heiden streiten kann.“

„Sein Wille geschehe!“ entgegnete Kunz und bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze.

Die kostbare Salbe, welche Kunz bereitete, war von der heilsamsten Wirkung; in acht Tagen konnte er wieder auf den Füßen stehen und da ihm der Freund stärkende Speisen gab, so kam er bald wieder zu Kräften. Da aber erwachte auch der Wunsch in seinem Herzen,

wieder beim Kampfe thätig zu sein und er sprach zu dem Freunde: „Nun laß mich ziehen, daß ich in gewohnter Weise gegen die Ungläubigen streite.“

Da umarmte ihn Kunz und sprach: „Wenn du es nicht lassen kannst, so ziehe hin, aber komme wieder zu mir, wenn dir das Waffenhandwerk verleidet wird.“

Nun aber fehlte es ihm an einer Rüstung und an ritterlichen Waffen, denn die seinigen hatte Schirkuh an sich gerissen. Da schob Kunz einen Vorhang zurück; dort hing die schwarze Rüstung mit dem rothen Kreuze, nebst den Waffen, die er im Kriege so rühmlich geführt hatte. Bernhard von Zollingen legte sie an und da sein Freund von gleicher Körperbeschaffenheit war, wie er, so paßte sie ihm ganz vortrefflich. Er wollte schon sogleich hinaus, aber Kunz rieth ihm davon ab. „Die Muselmannen“, sprach er, „haben zwar ihr Lager abgebrochen und sind weiter nach Süden gezogen, aber es möchte doch am hellen Tage gefährlich sein, ihnen zu folgen. Warte also die Nacht ab, dann magst du in Gottes Namen ziehen und in seiner Hut zu dem christlichen Heere gelangen.“

Kunz ging hinaus und kam mit der Nachricht zurück, daß auch König Amalrich über den Strom gesetzt habe und nun in Eilmärschen hinter Schirkuh herziehe.

Sobald die Sonne jenseits Kahira in den Wellen des Meeres versank, nahm er Abschied von Kunz und machte sich auf den Weg. Der Wunsch, bald mit dem Heere vereinigt zu sein, stärkte seine Kraft und gab ihm eine Ausdauer, über welche er selbst erstaunen mußte. Es war aber noch eine andere Ursache da, die ihn vorwärts trieb, das Gefühl der Rache. In der frommen

Gegenwart des Klausners hatte es geschwiegen, und wollte es einmal aufkommen, so mahnte dieser zu christlicher Versöhnung und wußte seine Worte so eindringlich zu geben, daß er sich beruhigte. Aber jetzt in der stillen Einsamkeit, wo Niemand seine Gedanken störte, schwebte ihm unaufhörlich Milo's Treulosigkeit vor und er hielt es für einen Act der Pflicht, ihn zu züchtigen. Sein ehrliches, deutsches Gemüth hielt es gar nicht für möglich, daß solche abscheuliche Verrätherei in der Welt geduldet werden dürfe.

Die Krümmungen des Nil abschneidend kam er rasch vorwärts und gegen Morgen des dritten Tages sah er in der Ferne auf einem Hügel zwei feindliche Heere in Schlachtordnung stehen. Noch war er weit von dem Orte des Treffens entfernt und in der Furcht, daß er zu spät kommen könne, lief er so schnell weiter, daß ihm der Athem versagte. Glücklicherweise kam ihm ein herrenloses Pferd entgegen, welches seinen Reiter abgeworfen hatte. Rasch stellte er sich demselben in den Weg, ergriff es am Zügel und schwang sich hinauf. Rabenschwarz, wie seine Rüstung, war auch das Thier, und es machte einen furchterregenden Eindruck, als er wie ein der Erde entstiegener Dämon dahinsprengte. Er kam noch eben zur Zeit, um großes Unglück zu verhüten. Schirkuh hatte seine Schaaren in drei Haufen getheilt und dem mittlern die größte Stärke gegeben. König Amalrich hielt es in seinem ritterlichen Sinne für geboten, da anzugreifen, wo die größte Gefahr war. Er sprengte also mit seinen Rittern auf das Centrum zu und schug herzhaft drein. Die Heiden wichen, wie bestürzt von dem heftigen Anprall, zurück und ermuthigten

dadurch den König, ihnen mit seiner Schaar zu folgen. Als sie sich aber im Eifer zu weit vorwagten und dadurch die Ordnung aufgelöst wurde, kehrten sie plötzlich mit neuen Schaaren, welche versteckt im Hintergrunde gelegen hatten, zurück und griffen die Vordringenden mit solcher Wucht an, daß diese dem unerwarteten Stoße nicht gewachsen waren.

Zwar wehrten sie sich auf Tod und Leben und thaten ihre volle Schuldigkeit, aber sie waren nicht im Stande, die Ordnung wieder herzustellen und so kam es, daß ein Christ gegen zehn Heiden stand. Amalrichs Haufe schmolz immer mehr zusammen; rechts und links fielen die Freunde an seiner Seite und es war vorauszusehen, daß der Augenblick nicht mehr fern war, wo sie gänzlich zermalmt wurden. Da wandte sich der Senneschall Milo von Plancy, der schon längst vor Angst zitterte, zur Flucht und gab dadurch das Beispiel, daß alle Feiglinge die Waffen wegwarfen und Hals über Kopf zu entkommen suchten.

In diesem Augenblicke erreichte Bernhard von Zollingen das Centrum. König Amalrich vertheidigte sich nur noch schwach, denn er blutete aus mehreren Wunden, weil er verschmäht hatte, Harnisch und Panzerhemd anzulegen. Die Heiden hatten seine Abspannung kaum bemerkt, als sie mit wüthendem Geschrei auf ihn eindrangen und darnach trachteten, ihn lebendig gefangen zu nehmen. Schon streckten sie die Hände nach ihm aus und glaubten sich ihres Fanges sicher, als der schwarze Ritter mit dem rothen Kreuze zwischen sie sprengte und die nächsten Angreifer niederstieß.

„Hierher, wer es mit dem Könige von Jerusalem

wohl meint!“ schrie er, daß man es weit in der Runde hören konnte. Aber Niemand kam, sondern die Wenigen, welche bisher noch zu ihm gehalten hatten, flohen ebenfalls von dannen. Die Heiden aber standen bestürzt, denn der schwarze Ritter war ihnen eine so urplötzliche Erscheinung, daß sie mit Furcht und Zittern erfüllt wurden.

Da schrie Schirkuh mit vor Wuth zitternder Stimme: „Ihr Feiglinge laßt euch von einem einzigen Manne aufhalten und staunt ihn an, weil er eine ungewöhnliche Rüstung trägt. Auf und fangt ihn!“

Die Heiden griffen wieder an, aber Bernhard erschlug ihrer so viele mit dem Schwerte, daß sich ein Hügel von Leichen vor ihm aufthürmte. Er hätte die drängenden Schaaren wohl noch länger zurückgehalten, aber der König wankte; im nächsten Augenblicke mußte er vom Pferde stürzen und dann kam er zweifellos in die Hände der Heiden. Da schleuderte Bernhard den Zunächststehenden seine Streitaxt in's Gesicht, riß den König auf sein Pferd und sprengte in rasendem Galopp von dannen. Die Heiden, erbittert, daß ihnen der König entgangen war, eilten ihm nach, aber sein Roß griff so gewaltig aus, daß sie ihn bald aus den Augen verloren.

Bernhard erreichte nach kurzer Zeit einen Haufen von Versprengten, diesen übergab er den König mit dem Befehle, ihn weiter rückwärts zu bringen; dann sammelte er alle Ritter und Knechte, deren er habhaft werden konnte und sprach: „Auf, kommt mit mir, damit wir wenigstens den Feind einige Meilen zurücktreiben. Geschieht dieses nicht, so werden sie uns bald

erreichen und die Muthlosigkeit benutzen, um uns eine völlige Niederlage beizubringen. Wenn der König zum zweitenmale in Gefahr kommt, so stehe ich nicht für den Ausgang."

Die Angeredeten schauten den geheimnißvollen schwarzen Ritter mit großer Verwunderung an, denn sie hielten es nicht für möglich, daß noch Jemand an die Erneuerung des Kampfes denken könne. Seine Worte aber gewannen Macht über ihre Herzen und sie erklärten sich bereit, mit ihm zu gehen, wenn er sie führen wolle. Milo von Plancy aber gab vor, daß sein Platz beim Könige sei und er wandte sich sogleich um, den sichern Rückhalt zu erreichen.

„Laßt den Feigling ziehen", sprach Bernhard; „er würde in unsern Reihen doch nur Verwirrung hervorrufen! Auf, Brüder, frisch zum Kampfe!"

Nun theilte er das Häuflein in zwei Rotten; die eine mußte sich rechts wenden, um dem Feinde in den Rücken zu fallen; er aber mit seiner Schaar ging ihm gerade entgegen. Nicht lange, so kamen die Heiden daher gestürmt, noch trunken von dem erfochtenen Siege.

Als sie die geringe Anzahl der Ankommenden sahen, brachen sie in lautes Gelächter aus, denn sie meinten schnell mit ihnen fertig zu werden. Der schwarze Ritter aber sprengte todesmuthig in sie hinein und da er des Schirkuh ansichtig wurde, so ging er ihm so hart zu Leibe und theilte solche Schläge aus, daß er sich fluchend hinter die Fronte zurückzog. Auch die andern Ritter schlugen unverzagt drein, warfen manchen Muselmann aus dem Sattel und hieben eine Menge von Fußknechten

nieder. Als nun auch die zweite Rotte von der Seite einhieb, da wurde das Gemetzel allgemein.

Bernhard suchte noch einmal dem Schirkuh beizukommen und hieb sich eine Gasse durch die Muselmannen. An der Höhe seines Helmbusches ihn erkennend, sprengte er auf ihn zu und schlug ihm mit einem Schlage den Helm vom Haupte. Schirkuh wehrte sich tapfer, aber der schwarze Ritter war ihm weit überlegen und als sie sich einmal so nahe kamen, daß sie sich mit den Händen berühren konnten, riß er ihm den Krummsäbel aus der Faust. Da sah der Feldherr, daß das Scharmützel einen schlimmen Ausweg nahm und begab sich auf die Flucht. Ihm nach stürzten alle Heiden. Die Ritter wollten sie nun weiter verfolgen; aber Bernhard verbot es.

„Wir haben jetzt unsern Zweck erreicht“, sprach er; „wenn wir aber weiter nachdringen, so stoßen wir auf eine große Heeresmasse und sind unrettbar verloren.“

Achtes Kapitel.

Kampf um die Stadt Alexandrien.

Wohlgemuth und mit Freuden erfüllt zogen die Ritter und das Fußvolk rückwärts, um den Ort zu erreichen, wo sich das Heer gelagert hatte. Erst gegen Abend kamen sie daselbst an. Bernhard, ermattet vom Kampfe, zog sich an eine einsame Stelle in der Nähe des Ufers zurück und schlief bald ein. Im Lager aber herrschte große Freude. Ueberall wurde von dem schwarzen

Ritter erzählt und Jeder wußte Wunderdinge von ihm zu sagen. Wie es in solchen Fällen gewöhnlich geht, wurden seine Thaten bis in's Fabelhafte übertrieben.

„Wer mag es sein?“ wurde überall gefragt. Niemand wußte Antwort zu geben, aber es brach sich allgemach die Meinung Bahn, er sei kein Sterblicher, sondern ein Abgesandter des Himmels. Gott habe es nicht zulassen wollen, daß die Schaaren der Christen vernichtet würden und darum habe er einen Engel zu Hülfe geschickt.

König Amalrich lag in seinem Zelte auf einem Ruhebette. Der Arzt hatte ihm die Wunden verbunden und erklärt, daß sie ungefährlich seien; aber er hatte viel Blut vergossen und fühlte sich sehr matt. Milo von Plancy kniete an seinem Lager und erzählte von den Heldenthaten, die er begangen haben wollte. Da wandte sich der König lächelnd zu ihm und sprach: „Deine Heldenthaten mögen groß gewesen sein, aber an meiner Seite habe ich wenig von deiner Vertheidigung gespürt. Wäre der unbekannte, schwarze Ritter nicht wie ein Engel vom Himmel gekommen, so läge ich jetzt mit gespaltener Hirnschale auf der Wahlstatt oder ich befände mich als Gefangener in der Macht Schirkuh's.“

Milo neigte sein Haupt und sprach: „Du redest die Wahrheit, o König. Dieser Ritter hat dich aus den Klauen der Heiden gerettet, aber er war unverwundbar und keiner von uns konnte es ihm gleich thun. Daraus aber magst du auch entnehmen, daß er kein Sterblicher war, sondern ein Abgesandter Gottes. So sage ich und so sagen alle, die ihn gesehen haben.“

Etwas unwillig gab der König zur Antwort: „Ich

wußte nicht, daß du auch mit dem Rücken sehen kannst. Uebrigens hege ich gerechten Zweifel, daß dieser Ritter ein Abgesandter des Himmels war. Er schlug drein wie ein Mensch und als ich an seiner Brust gelegen, fühlte ich, wie sein Herz an den Harnisch pochte. Wenn mir recht ist, habe ich diese Rüstung mit dem rothen Kreuze schon in frühern Zeiten dort gesehen, wo es galt, schwere Schläge auszutheilen. Ich habe dem Helden meinen Dank noch nicht ausgesprochen, darum gehe und bringe ihn in mein Zelt."

Milo erhob sich und ging hinaus. Draußen fragte er bei den Hauptleuten: „Wo ist der schwarze Ritter?"

Niemand hatte ihn gesehen, kein Mensch konnte Auskunft geben, wo er geblieben. Als er mit dieser Botschaft zum Könige zurückkam, wurde dieser zornig und sprach: „Du hast dir keine Mühe mit Suchen gegeben. Geh noch einmal, und wenn du ihn nicht findest, so laß durch Trompetenschall bekannt machen, daß ich ihn zu sehen wünsche."

Milo ging abermals hinaus und hielt allenthalben Umfrage; auch diesesmal konnte ihm Niemand Bescheid geben. Da ließ er die Trompeten blasen und öffentlich ausrufen, daß der König den schwarzen Ritter zu sehen wünsche.

Bernhard von Zollingen erwachte von dem Getöse und als er sich ermunterte und vernahm, um was es sich handelte, erhob er sich, stieg auf das Roß und ritt weiter am Ufer hinab, denn er wollte vom Könige nicht erkannt sein. Einen Steinwurf vom Fluße entfernt stand eine einzelne Palme; an diese band er sein

Pferd, legte die Rüstung ab und schlummerte zum zweitenmale ein.

Milo von Plancy, welcher die Ungnade des Königs fürchtete, wenn er ohne den schwarzen Ritter zurückkäme, ließ Fackeln anzünden und die ganze Gegend absuchen, aber die sämmtlichen Boten kamen mit der Kunde zurück, der Gesuchte sei nirgends zu finden.

Nun gewann das Gerücht von seinem überirdischen Ursprunge noch mehr Boden und es gab viele unter den Rittern und Fußknechten, welche der festen Ueberzeugung lebten, er sei sogleich nach dem Kampfe von der Erde verschwunden und werde wieder kommen, wenn die Christen in Gefahr seien. Selbst der König wußte jetzt nicht mehr, was er von der Erscheinung denken sollte. Milo aber bebte bei dem Gedanken, daß er sich im Anblicke des Himmelsboten so feige betragen hatte, zusammen. Dem Könige konnte er durch seine Schmeichelei die Augen verblenden, bei dem schwarzen Ritter aber waren natürlich solche Täuschungen vergebens, denn er sah in die Herzen und Nieren hinein.

Nachdem er in seinen Vermuthungen einmal so weit gegangen war, lag der zweite Gedanke, der ihm von seinem bösen Gewissen eingegeben wurde, nicht allzufern. War der Ritter wirklich ein Geist, so konnte es auch ein böser und zwar der Teufel selbst sein. Daß dieser nicht kommen würde, um für die Christen zu streiten, das fiel ihm jetzt nicht ein; seine Phantasie war mit so gräßlichen Schreckbildern angefüllt, daß überhaupt jedes regelrechte Denken aufhörte.

Kehren wir zu dem Ritter zurück. Er sah in der Ferne die Fackeln und stand stets auf dem Sprunge

weiter zu ziehen; erst als sie wieder verschwanden und im Lager Ruhe entstand, gab er sich von Neuem dem Schlummer hin, aber sein Schlaf war unruhig und lebhafte Träume quälten seinen Geist. Noch einmal fühlte er all die Schmerzen, welche ihm Schirkuh und seine Leute zugefügt hatten, noch einmal rief er sich in's Gedächtniß zurück, wie treulos Milo von Plancy ihn verrathen und den Heiden überliefert hatte. Da stieg die Rache in seiner Seele auf und als er erwachte, nahm er sich vor, den Buben zu züchtigen.

Sogleich ritt er zum Lager, stieg vor demselben ab, band sein Thier fest und schritt zu Fuße durch die Zeltreihen. Mancher von den christlichen Rittern erwachte bei seinem festen Schritte und sah ihn beim Lichte der Sterne vorübergehen, aber Niemand hatte den Muth, ihn anzurufen.

Neben dem Zelte des Königs lag dasjenige des Senneschall. Der Ritter trat hinein und fand ihn auf weichem Pfühl hingestreckt. Ueber solche Weichlichkeit verächtlich lächelnd beugte er sich nieder und stieß ihn unsanft auf die Brust. Eine Laterne, welche in der Nähe am Boden brannte, gab Licht genug, um dem jählings Aufwachenden die furchtbare Gestalt des schwarzen Ritters zu zeigen. Mit starrem Entsetzen schaute er auf das rothe Kreuz und zitterte an allen Gliedern. Er wollte um Hülfe rufen, aber die Angst lähmte ihm die Zunge.

Da klang die Stimme des schwarzen Ritters dumpf und unheimlich aus dem Helme: „Steh auf, du ruchloser, gottvergessener Bube, nimm dein Schwert und folge mir, denn du mußt dich heute Nacht mit mir schlagen.“

Milo faltete seine Hände, klapperte mit den Zähnen und flehte: „Gehe vorüber an meinem Zelte und suche dir einen andern Ritter zum Kampfe, denn ich bin nicht werth, gegen dich im Streite zu stehen.“

„Freilich bist du es nicht werth“, antwortete der Schwarze, „denn deine Eide sind nicht stärker als das Schilfrohr, welches im Winde zerbricht und deine Treulosigkeit hat ihres Gleichen nur unter den Heiden. Du bist nicht einmal werth, von dem geringsten Troßbuben in's Antlitz gespien zu werden, aber dennoch sollst du heute Nacht Rechenschaft ablegen und für deine Laster bestraft werden.“

Milo flehte noch kläglicher als das erstemal und versprach sogar, ein anderer Mensch zu werden, wenn er vorübergehe und ihn nicht mehr ängstige.

„Feiger Hund“, sprach der Ritter dumpf und drohend, „wenn du dich nicht alsbald erhebst, so erwürge ich dich mit den Händen und werfe deinen Körper den Krokodillen des Nils zur Speise hin!“

Zugleich riß er ihn mit einem Ruck empor, gab ihm das Schwert in die Faust und nöthigte ihn, mitzugehen. Milo wagte keinen Widerspruch mehr, denn er fürchtete jeden Augenblick das Schlimmste. Einen Büchsenschuß weit vom Lager blieb Bernhard stehen und sprach: „Nun vertheidige dein Leben so gut du kannst, denn du sollst wissen, daß ich keine Gnade gegen einen treulosen Buben übe.“

Nun fiel Milo nieder, umfaßte die Knie des fürchterlichen Ritters und schrie so laut um Gnade, daß man es weithin hören konnte. Da wurde Bernhards Seele mit unendlicher Verachtung erfüllt und er schämte

sich, daß er einem solchen Menschen einen ehrlichen Kampf angeboten hatte. Ihn beim Arme fassend und weit hinwegschleudernd, sprach er: „Packe dich, wohin du willst, aber ich werde dem Könige sagen, daß er wohl thut, dir dein Wappen zerbrechen zu lassen, denn, wahrlich, du bist kein Ritter, sondern ein mit Schmach und Schande bedeckter Auswurf der Menschheit!“

Milo fühlte kaum, daß er frei war, als er spornstreichs von dannen eilte und sich in seinem Zelte in Sicherheit brachte.

Am folgenden Morgen verbreitete sich die Kunde, Schirkuh sei wieder im Anzuge und sein Heer noch stärker, als am Tage vorher. Da riethen alle Ritter den Rückzug an, nur der König, obwohl seine Wunden ihn noch schmerzten, wollte vom Rückzuge nichts hören und besprach mit seinen Hauptleuten den Angriffsplan. Während dieses geschah, wurde ihm gemeldet, der schwarze Ritter sei im Felde gefunden worden und schicke sich an, den Nil hinabzureiten und das Heer zu verlassen.

Sogleich sandte ihm der König Boten nach und ließ ihn bitten, schleunigst zurückzukehren, denn seine Anwesenheit und Hülfe seien nothwendig.

Da widerstrebte er nicht länger, sondern wandte sogleich sein Roß und ritt mit ihnen in's Lager zurück. Der König dankte ihm in den herzlichsten Ausdrücken für seinen Beistand in der Gefahr und bat ihn, sein Antlitz sehen zu lassen, damit er wisse, wem er seine Rettung zu verdanken habe.

Bernhard schüttelte mit dem Kopfe, wie sehr der König auch in ihn drang. Als alle seine Bitten nicht

halfen, sprach er: „Schirkuh ist uns wieder auf den Fersen und ich fürchte, er wird uns schlagen, wenn du nicht dabei bist."

„O König", antwortete Bernhard, „hätten deine Ritter und besonders der Senneschall deines Reiches nie vergessen, daß sie für eine heilige Sache aus dem Abendlande nach dem Oriente gezogen sind, es wäre nie so weit gekommen, daß du die Heiden fürchten müßtest. Höre mich nun an! Ich will mit dir ziehn und dir treulich zur Seite sein, bis dieser Krieg beendigt ist, aber ich mache eine Bedingung: du sollst nie nach meinem Namen fragen und mir erlauben, daß mein Visir geschlossen bleibt. Willst du das, so kannst du dich auf meine Treue verlassen."

Der König, obwohl er es ungern that, erklärte sich damit einverstanden und sprach: „Es schmerzt mich, daß ich undankbar scheinen muß, aber weil du es so willst, so sei es gewährt. Schau, jenseits der Sandhügel kommen Schirkuh's Schaaren schon. Reiten wir ihnen entgegen, damit sie nicht glauben, die Furcht halte uns an die Zelte gebannt!"

Die Ritter traten in die Steigbügel und schwangen sich auf die Rosse. Milo aber schützte eine Unpäßlichkeit vor und bat, im Lager bleiben zu dürfen.

In raschem Trabe ritten sie nun den Heiden entgegen. Bald nachher trafen sie zusammen und stießen mit den Lanzen gegeneinander, daß die Rüstungen krachten, und als die Lanzen zersplittert waren, griffen sie zu den Schwertern. Beide Theile hielten sich tapfer, aber die Christen wurden durch des schwarzen Ritters Beispiel so ermuthigt, daß sie den Schirkuh in die

Flucht schlugen und ihn drei Tage lang die Ufer des Nils hinauf verfolgten.

Bernhard von Zollingen sprach zum Könige: „Es ist nicht gut, daß wir uns so weit von Kahira und den übrigen Städten Unteregyptens trennen. In Alexandrien liegt Saladin mit seinen Schaaren und hat den Schlüssel zum Meere in der Hand. Kehren wir um und vertreiben ihn aus der Stadt, damit dein Wort gelöst werde. Jetzt sind die beiden Heerführer noch getrennt; wenn sie sich wieder vereinigen, möchte es schwerer halten, sie zu schlagen."

Amalrich sah die Vortrefflichkeit des Rathes ein und da zwischen ihnen und Schirkuh ein Hügel lag, so daß ihre Bewegungen nicht gesehen werden konnten, so zogen sie durch eine verdeckte Thalschlucht in Eilmärschen abwärts. Der König hatte sich so sehr an den Ritter gewöhnt, daß er selbst während der Nacht nicht ohne ihn sein konnte und ihn dringend bat, in seinem Zelte zu schlafen.

Bernhard ging nur ungern auf seinen Wunsch ein, denn da er nicht gekannt sein wollte, so mußte er stets sein Haupt verhüllen und wurde dadurch in seiner Bequemlichkeit gestört.

In der zweiten Nacht konnte der König nicht schlafen; er wälzte sich unruhig auf seinem Lager hin und her und seufzte beständig. Da fragte der Ritter: „Was fehlt dir, o König?"

„Ach", antwortete dieser, „ich hatte einen Freund, den ich liebte und achtete und der mir große Dienste geleistet hat. Ich wähnte, ihn für immer an meiner Seite zu behalten, aber es kam anders, wie ich gedacht

hatte. Nachdem wir die Insel im Nilstrome erobert hatten, schickte ich ihn noch in derselben Nacht auf Kundschaft in Schirkuh's Lager. Von dort ist er niemals zurückgekommen, die Feinde haben ihn ermordet. Seitdem habe ich keine Ruhe und Rast und werfe mir beständig vor, daß ich Schuld an seinem Tode bin."

„Lasse diese Gedanken fahren", entgegnete Bernhard, „der Ritter ist nicht gestorben, sondern lebt noch. Allerdings haben ihn die Heiden ergriffen, ihn blutig geschlagen, seine Fußsohlen mit glühenden Kohlen verbrannt und allerlei Ungemach auf ihn gehäuft, aber er ist ihren Händen entronnen und hat es verstanden, seinem Könige auch jetzt noch Dienste zu leisten. Was ihm im Lager widerfahren, daran trägst du keine Schuld; ein Anderer aber, den du dieser That nicht fähig hältst, hat ihn verkauft und verrathen wie ein echter Judas. Auf seinen Antrieb wurde er den Händen Schirkuh's überantwortet, und, wahrlich, es hat nicht an ihm gelegen, daß er noch unter den Lebenden weilt."

„Nenne mir den Judas", sprach König Amalrich, „damit ich ihn nach Gebühr strafe und vom Heere entferne."

„Jetzt nicht", erwiderte der schwarze Ritter, „aber es wird eine Stunde kommen, wo ich dir die Augen öffne."

Nach dieser Unterredung schliefen sie wieder ein; am folgenden Morgen aber wurde der Zug gegen Alexandrien weiter fortgesetzt und sie gelangten bald zu dem zurückgelassenen Theile des Heeres, bei welchem Milo von Plancy war. Als er den schwarzen Ritter

in der Gunst des Königs so befestigt sah und ihn stets in seiner Nähe fand, getraute er sich nicht, wie es sonst seine Gewohnheit war, den König zu umschwärmen und ihm Schmeicheleien zu sagen. Er hielt sich vorsorglich abseiten und kam weder dem Könige, noch dem Ritter zu nahe, doch wußte er es so einzurichten, daß Amalrich glaubte, er beschäftige sich so angelegentlich in seinem Dienste.

Bald war Alexandrien, diese große und volkreiche Stadt erreicht, in welcher Saladin mit einem heidnischen Heere lag. Sogleich begannen die Christen die Stadt einzuschließen und Belagerungswerkzeuge zu erbauen. Der schwarze Ritter gab zu allen diesen Vorbereitungen Vorschrift und Anleitung. Nichts war ihm unbekannt, mochte es sich nun auf die Leitung der Truppen oder auf den Bau von Thürmen und die Herstellung von Belagerungs-Werkzeugen beziehen. So konnte es nicht fehlen, daß das Staunen täglich zunahm und daß er mehr als jemals für ein überirdisches Wesen angesehen wurde.

Im Lager herrschte eine erstaunliche Thätigkeit, an dem einen Orte baute man Thürme mit Treppen und Fallbrücken, welche an die Mauern gerückt werden sollen, damit man von ihnen herab schieße und über die Fallbrücken in die Stadt gelange; an andern Orten wurden gewaltige Maschinen zum Einstoßen der Mauern herbeigeschleppt und wieder an andern machte man unzählige Leitern, auf denen die christlichen Kämpfer emporklettern sollten. Auch Schiffer waren in Menge da, um den Bewohnern von Alexandrien die Zufuhr an Lebensmitteln abzuschneiden.

Das Werk aber, welches die Christen zu vollbringen vorhatten, war ein ungemein schwieriges, denn Alexandrien war mit sehr starken Mauern umgeben, auf denen eine Menge von Thürmen standen, die alle zur Vertheidigung sehr wohl geeignet waren. An Lebensmitteln fehlte es nicht, denn Saladin, als er vernahm, daß die Christen herbeieilten, um ihn zu belagern, ließ die Stadt auf lange Zeit hin mit allem Nöthigen versehen.

Die Christen aber verzagten nicht und beschlossen, sogleich das Sturmlaufen zu beginnen. Der schwarze Ritter erschien vor einem der Hauptthore mit einem Trompeter und rief mit mächtig hinschallender Stimme: „Saladin, der König Amalrich von Jerusalem übersendet dir eine Botschaft." Die Trompetenstöße und der laute Ruf zogen eine Menge von Bewaffneten herbei, so daß in kurzer Zeit die Mauern und Thürme von Heiden wimmelten.

Als der schwarze Ritter zum zweitenmale gerufen hatte, erschien ein türkischer Herold über dem Thore, auf dessen Haupte ein großer, goldener Halbmond glänzte. „Was will der König von Jerusalem von meinem Herrn?" fragte er.

„Amalrich", rief der schwarze Ritter, „läßt dem edeln Sultan Saladin entbieten, daß er die Stadt räumen und sich auf Gnade und Ungnade ergeben soll, ehe die Sonne in's Meer taucht. Will er dieses nicht, so soll die Stadt berannt und mit Gewalt genommen werden."

„Sage deinem Herrn", rief der Türke, „daß Saladin nicht daran denkt, sich zu ergeben. Wollt ihr stürmen, so mögt ihr's thun; aber seht euch vor, daß

ihr nicht den Kürzern zieht, denn wir werden streiten, bis kein Mann mehr im Stande ist, die Waffen zu führen."

Der schwarze Ritter wandte sein Roß und überbrachte dem Könige Amalrich die Nachricht von der Halsstarrigkeit der Heiden. Da wurden alsbald die Sturmböcke gegen die Mauer geschoben, die Thürme auf Rädern herangerollt und mit dem Schießen begonnen. Die Pfeile schwirrten von den Thürmen und den Zinnen in die Reihen der Belagerer, aber diese deckten sich mit den Schilden und konnten ziemlich nahe an die Mauern rücken, während die hintern Glieder viele Heiden niederschossen.

Saladin, der einen so heftigen Angriff nicht erwartet hatte, sammelte eine große Zahl Streiter auf einem der öffentlichen Plätze, reizte sie durch eine heftige Rede zur Tapferkeit und führte sie vor eines der Thore, um durch diesen Ausfall die Christen zu verwirren und zurückzuschlagen; aber der schwarze Ritter hatte die Bewegung frühe genug wahrgenommen und führte ihnen eine auserlesene Schaar von Rittern entgegen. Der Kampf, welcher sich jetzt entspann, war ein bitterer und hartnäckiger. Ehe die Feinde einen Fußbreit wichen, ließen sie sich lieber an der Stelle, wo sie standen, in Stücke hauen. Die Tapferkeit der Christen aber war noch größer; sie richteten ein entsetzliches Blutbad an und trieben die Wenigen, welche dem Tode entgingen, in die Stadt zurück. Es fehlte nicht viel, so wäre es ihnen gelungen, mit den Heiden zugleich hineinzugelangen.

Unterdessen arbeiteten die Sturmböcke an den Mauern,

daß die dumpfen Schläge bis weit in die Stadt hinein ertönten, und von den hölzernen Thürmen wurde mancher Muselmann niedergeschossen. Tag um Tag dröhnte der Schlachtruf, schmetterten die Trompeten, flogen die Pfeile. In der Stadt wurden die Lebensmittel endlich knapp und die Einwohner begannen über die Lasten, welche sie zu tragen hatten, zu murren; auch hatten die Mauern bereits an verschiedenen Stellen Breschen, welche nur mit Mühe vertheidigt werden konnten. Schon freuten sich die Christen, daß die Stadt in wenigen Tagen in ihre Hände fallen müßte. Da kam plötzlich die Nachricht, Schirkuh ziehe heran, um seinen Vetter Saladin zu entsetzen.

Der schwarze Ritter trat hierauf zu Amalrich und sprach: „Wir müssen uns eilen, mit Saladin fertig zu werden, ehe Schirkuh kommt. Vernimmt er, daß Hülfe nahe ist, so wird er halsstarrig auf der Vertheidigung bestehen, während er jetzt noch leichter zum Abzuge zu bestimmen ist. Gieb mir den Auftrag, daß ich hineingehe und mit ihm unterhandle."

Amalrich war dessen zufrieden und gab ihm Vollmacht zu thun, was er für gut finde. Ihm selbst lag daran, so bald als möglich Egypten zu verlassen, denn er hatte Nachricht erhalten, daß Nureddin, der Unermüdliche, in sein Land eingefallen sei, die Burgen berenne und die Städte an sich reiße.

Da nahm Bernhard ein weißes Fähnlein, ritt gegen eines der Thore und begehrte Einlaß, um mit Saladin zu unterhandeln. Sogleich wurden auf beiden Seiten die Feindseligkeiten eingestellt und Todtenstille herrschte in der Stadt und im Lager. Der schwarze Ritter,

den auch die Türken wie ein höheres Wesen anstaunten, wurde mit verbundenen Augen durch die Befestigungen und von dort zum Palaste Saladin's geführt.

Der junge Sultan, welcher sich später einen so berühmten und geachteten Namen machte, empfing ihn mit ausgesuchter Höflichkeit und bat ihn, seinen Helm abzulegen, damit er sehe, mit wem er unterhandle. Als er das edle Antlitz Bernhard's sah, lächelte er und sprach: „Meine Mildthätigkeit hat mir schlechte Früchte getragen, denn du hast mir den größten Theil meines Heeres erschlagen. Es wäre besser für mich gewesen, ich hätte dich der Rache deiner Feinde überlassen."

„Du hast gethan, wie es dir dein Edelmuth eingab", antwortete Bernhard von Zollingen, „und was du sagst, ist nicht dein Ernst, denn edle Herzen können nur edel handeln. Glaube aber nicht, daß ich undankbar bin: Ich will dir einen Vorschlag machen, aus dem du ersehen kannst, daß ich bereit bin, deine Milde zu vergelten. Siehe, nur noch wenige Tage, so fällt die Stadt in unsere Hände und wir sind die Sieger, welche keine Vorschriften annehmen. Sei darum klug, übergieb die Stadt jetzt und du sollst mit einem geringen Lösegelde davon kommen. Dir und deinen Leuten aber wird kein Haar gekrümmt werden."

„Noch sind unsere Hülfsmittel nicht ganz erschöpft", antwortete Saladin; „überdieß kann es nicht lange dauern, so muß mein Oheim Schirkuh zu meiner Hülfe heranziehen und nur die Unsterblichen wissen, auf welche Seite sich das Glück des Sieges neigt; ich bin deßhalb nicht gewillt, andere als durchaus ehrenvolle Bedingungen anzunehmen. Ich will dir einen andern

Vorschlag machen; höre, ob du auf denselben eingehen kannst. So lange dein König im Lande bleibt, dürfen wir dasselbe nicht verlassen, sondern müssen bis zum letzten Blutstropfen kämpfen, denn es ist uns beiden kein Geheimniß, daß derjenige, welcher hier bleibt, auf den schwachen Kalifen einen solchen Einfluß ausüben wird, daß der andere nicht ruhig zusehen kann. Ziehen wir deßhalb beide ab. Uns aber soll der Kalif 30,000 Goldstücke zahlen, damit es nicht heißt, wir seien als Besiegte von dannen gegangen."

Bernhard betrachtete diesen Vorschlag als einen annehmbaren und da Schirkuh jeden Augenblick erwartet werden mußte, so hielt er es nicht an der Zeit, lange zu feilschen, sondern schlug ein und belud sich mit dem Auftrage, den Sultan Schaver zu bereden, daß er sogleich seine Zustimmung gebe.

Ohne Zeitverlust kehrte er in's Lager zurück, nahm den König Amalrich und den Sultan Schaver auf die Seite und stellte ihnen vor, daß nach Lage der Dinge kein besseres Uebereinkommen getroffen werden könnte. Amalrich sah das leicht ein, denn ihn drängte es, in sein Land zurückzukehren; auch Schaver fand den Plan nicht unannehmbar, denn er wurde mit einem Schlage zwei Heere los, die auf die Dauer das Land an den Bettelstab bringen mußten. Als nun noch gar die Nachricht kam, Schirkuh befinde sich nur einen Tagmarsch entfernt und nach wenigen Stunden würden die Belagerten von den Spitzen der Thürme seine Vorhut sehen, da schwand das letzte Bedenken.

Bernhard von Zollingen kehrte sogleich in die Stadt zurück und setzte mit Saladin das Friedensinstrument

auf, welches noch in derselben Stunde von beiden Theilen beschworen und besiegelt wurde.

Nun öffnete Saladin die Thore; Belagerer und Belagerte begannen einen freien Verkehr zwischen der Stadt und dem Lager und die Freude der Einwohner von Alexandrien hatte kein Ende.

Am Morgen des folgenden Tages sah Saladin mit großem Erstaunen, daß sich die Schaaren Schirkuh's der Stadt näherten und daß er sich bei dem Friedensschlusse übereilt hatte. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen, den Vertrag zu zerreißen und mit Hülfe seines Oheims die Christen bis auf den letzten Mann zu vernichten, aber dazu war er zu edel, und als Schirkuh in ihn drang, diese Treulosigkeit zu begehen, da antwortete er ihm mit edler Entrüstung und verließ sogleich die Stadt, um den Christen eine günstigere Stellung zu verschaffen. Jetzt durfte auch Schirkuh nicht mehr an einen Angriff denken. Zähneknirschend unterzeichnete er den Vertrag und zog mit seinem Heere von dannen. Auch die Christen nahmen Abschied vom egyptischen Boden.

Der schwarze Ritter begleitete sie noch eine Strecke Weges, dann nahm er seinen Helm vom Haupte und sprach zu dem erstaunten Könige: „Dein Senneschall verrieth mich an die Feinde, aber Gott war mir nahe und sparte mich zu deiner Hülfe auf. Wenn es dem Reiche in der Folge wohl gehen soll, so entferne einen Mann von dir, der dem Kreuze Schande bringt."

Der König ließ sich den Vorfall genau erzählen und versprach, den treulosen Senneschall von seinem Antlitze zu entfernen, aber Bernhard wußte im Voraus,

daß er sein Wort nicht halten würde, weil Milo sein Herz ganz gefangen hielt. Darum schlug er auch dem Könige die Bitte ab, mit nach Jerusalem zu gehen.

„Die Luft des Hofes taugt nicht für mich", sprach er; „ich werde dorthin gehen, wo die Offenheit und die Ehrlichkeit keinen Anstoß erregen."

Noch einmal seinen Helm schwenkend gab er dem Rosse die Sporen und ritt an den Nil zurück.

Neuntes Kapitel.

Nureddin durch die Pilger vom Tode gerettet.

Auf der Landstraße, welche von Kahiro den Fluß hinauf führte, keuchte ein armer Türke unter einer schweren Last daher. Nach zehn oder zwanzig Schritten blieb er stehen und warf die Last zu Boden, unfähig, sie noch weiter fortzuschleppen. „Und das soll ich dreißig Meilen weit tragen?" sprach er zu sich selbst. „Ich werde todt sein, ehe ich meinen armen Vater und meine blinde Mutter erreicht habe."

Bernhard hielt sein Pferd an und fragte den Türken, warum er ein so trauriges Gesicht mache.

„Ach Herr", gab der Türke zur Antwort, „als die Feinde kamen, brachte ich meine Eltern in ein sicheres Versteck, denn sie fürchteten sich so sehr vor den Fremdlingen; nun bin ich zurückgekehrt, um unsere Habe zu holen. Leider ist nur dieses Wenige davon übrig geblieben; ich möchte es meinen guten Eltern retten, weil

ich weiß, daß sie mit Liebe daran hängen, aber es ist so entsetzlich schwer, daß ich es nicht fortbringen kann."

„Da kann dir geholfen werden", sprach der Ritter. „Dieses Roß hat mir Dienste genug geleistet und ich gedenke, es nicht mehr zu besteigen. Nimm es, ich mache es dir zum Geschenke."

Mit diesen Worten stieg er ab, half dem Türken hinauf, reichte ihm sein Bündel und ging hinweg. Der Türke schaute ihm erstaunt nach, war aber des Handels wohl zufrieden und sprengte von dannen.

Bernhard von Zollingen wanderte indessen frohen Muthes weiter und gelangte endlich zu dem Klausner Kunz, welcher nicht wenig erfreut war, seinen Jugend- und Spielgenossen wieder zu sehen. Was seine einfache Küche bot, das tischte er auf und lud ihn ein, bei ihm zu bleiben.

„Bei dir zu bleiben, ist der Gedanke, welcher meine Seele bewegt", antwortete Bernhard. „Ich bin des Kriegslebens müde und sehne mich nach Ruhe."

Da klatschte Kunz vor Freuden in die Hände und geberdete sich so munter wie in den Tagen seiner Kindheit.

„Unsere Wohnung reicht für zwei", sprach er, „und ich will dich in kurzer Zeit in dem Gebrauche der Kräuter und in der Behandlung der Kranken so gut unterweisen, daß du mir es gleichthun kannst."

„Es ist eine schöne Aufgabe, den Unglücklichen beizustehen", entgegnete Bernhard, „aber ich meine, wir könnten es eben so gut in der Heimath thun, als in der Fremde. Ist es nicht thöricht, die Egypter zu heilen, während unsere Brüder in der Heimath weit

und breit keinen Menschen haben, der sich ihrer annimmt? Wir haben beide große Burgen, weitgedehnte Aecker und unermeßliche Waldungen, in denen viele tausend Menschen wohnen, welche nicht wissen, wie sie vom Morgen an den Abend kommen sollen. Wenn wir diesen helfen, so wird es Gott ein wohlgefälliges Werk sein."

Kunz von Stauffen dachte einen Augenblick nach, dann gab er zur Antwort: „Mein Gedanke war der, wenn ich von Haus und Heimath losgerissen sei, dann könne ich mich ungetheilter dem Guten widmen, aber ich muß dir bekennen, daß ich in dieser Hütte allerdings wenig Befriedigung gefunden habe und daß mich das süße Bild der Heimath jede Nacht im Traume anlächelt. Mag es darum sein! Ich ziehe mit dir in die Heimath!"

„Aber wie soll es geschehen", fragte Bernhard, „da wir nichts besitzen, wovon wir leben könnten?"

Kunz ging in die Höhle und kam bald mit einem großen Beutel zurück, der bis oben an mit Goldstücken gefüllt war. „Mein Freund", sprach er, „als Kriegsmann erwarb ich einst große Summen Geldes; ich habe davon bis heute den Armen mitgetheilt und dieses ist der Rest; er reicht aus, uns beiden Pilgerkleider und Nachtherberge zu verschaffen."

Bernhard legte die schwarze Rüstung mit dem rothen Kreuze ab und hing sie wieder an die alte Stelle; den Helm und die Waffen hing er daneben, dann ließen sie sich über den Fluß setzen und gingen nach Kahiro, wo ein christlicher Schneider ihnen Pilgerkleider verfertigte. Sultan Schaver, dem sie von ihrem Vorhaben

Mittheilung machten, gab ihnen einen Geleitsbrief, worin er jedem Egypter zur Pflicht machte, die Pilger zu schützen und ihnen überall, wo es nöthig wäre, Hülfe angedeihen zu lassen. Nun waren sie geborgen und pilgerten betend und singend von dannen.

Da, wo Egypten sich vom gelobten Lande scheidet, holten sie den König Amalrich ein. Dieser suchte sie zu bereden, mit ihm nach Jerusalem zu gehen, aber sie wiesen alle Vorschläge und Versprechungen von der Hand und zogen weiter. Sie wollten aber doch das heilige Land nicht verlassen, ohne zuvor noch einmal die Orte besucht zu haben, wo der göttliche Erlöser als Kind und als Mann gewandelt hatte. Nachdem dieses vollbracht war, pilgerten sie nordwärts und gelangten in kurzen Tagesmärschen an den See Genesareth. Die umwohnenden Christen warnten sie, nicht weiter zu ziehen, denn der furchtbare Nureddin sei in's Land gebrochen und belagere die Burg auf der Höhe des Berges. Kunz aber meinte, sie seien friedliche Leute, an denen sich Niemand vergreifen werde und achtete der Warnung nicht.

Als sie am nächsten Morgen den Berg hinaufstiegen, sahen sie plötzlich die Burg mit ihren festen Mauern vor sich, aber auch das Heer des Nureddin, welches sich zum Sturme bereit machte.

„Kunz", sprach Bernhard, „mir deucht, daß wir zu wenig auf die Warnungen gehört haben. Wenn wir in die Hände dieser Räuber fallen, so sind wir ohne Gnade und Barmherzigkeit verloren. Noch können wir uns unbemerkt zurückschleichen und auf einem andern Pfade unsern Weg verfolgen."

Kunz war nun derselben Meinung; sie wandten sich hastig um und verschwanden zwischen dem Gesträuch, welches den Kamm des Berges bedeckte; aber sie waren schon bemerkt worden und gerade ihre Hast war schuld daran, daß sie verdächtig wurden. Ein Dutzend Kerle mit rothen Turbanen, auf denen der Halbmond prangte, verfolgten sie mit lautem Geschrei und stürzten mit dem blanken Schwerte hinter ihnen her. Wie auf Verabredung blieben sie stehen, denn es widerstrebte ihrem Gefühle, daß sie wie unbärtige Feiglinge davon liefen.

Die Türken hatten sie bald eingeholt; sie wurden ergriffen und fortgeschleppt. Einen Büchsenschuß weit von der Burg saß der furchtbare Nureddin auf einem gewürfelten Teppiche und schaute ihnen mit funkelnden Augen entgegen.

Sein Blick war abschreckend genug; Kunz, der ihn noch nicht gesehen, aber so viel von seiner wilden Tapferkeit und seinem beispiellosen Blutdurste gehört hatte, mußte ihn dennoch genau mustern. Sein röthlicher, fast flammenähnlicher Bart reichte von den Ohren bis weit unter das Kinn herab und wenn er den Kopf bewegte, so wogte derselbe in flackernden Wellen. Die Stirne war groß und frei und stark gewölbt, die Nase scharf gebogen und die Lippen breit aufgeworfen. Das ganze Gesicht und besonders die Augen verriethen den gewaltthätigen Mann, der weder Milde noch Schonung kannte. Auf dem Haupte saß ein gewürfelter, mit Perlen und Edelsteinen gezierter Turban, welcher von der Höhe der Stirne bis in den breiten Nacken reichte. Der starke, fleischige Hals war nackt, der Leib mit einem weißen, faltenreichen Ueberwurfe bedeckt. Wenn

er denselben auseinanderschlug, sah man die buntfarbige Unterkleidung mit dem goldenen Gürtel, in welchem ein halbes Dutzend Dolche blitzten, deren Griffe mit glitzernden Edelsteinen übersät waren.

„Was für Leute bringt ihr da?“ fragte er stirnrunzelnd. Einer von den Türken trat vor und antwortete: „Wir trafen sie auf dem Wege zur Burg; unzweifelhaft hatten sie die Absicht, den Belagerten Nachricht von ihren Brüdern zu bringen.“ „Spione also“, antwortete er mit eisiger Kälte. „Spione werden mit den grausamsten Martern gepeinigt, ehe man sie wie Hunde erwürgt. Führt sie bei Seite, wir haben jetzt keine Zeit, uns mit ihnen zu beschäftigen.“

„Herr“, rief Kunz, „wir sind keine Spione, sondern fromme Pilger, welche die heiligen Orte besucht haben und nun auf dem Wege zur Heimath sind.“

„Es wird sich finden“, antwortete er; „übrigens habt ihr auch als Pilger den Tod verdient. Warum bleibt ihr nicht in euerm Lande? Ihr kommt, um zu rauben und zu plündern. Fort mit ihnen!“

Sie wurden auf die Seite geführt und mit Stricken an einen Baum gebunden. Bald darauf begann das Schießen und Berennen und die Pfeile schwirrten bis zu der Stelle, wo sie gebunden lagen. Lauter und lauter wurde das Getöse und wenn der Kampf einen Augenblick ruhte, so fachte Nureddin ihn von Neuem an und fluchte oft so greulich, daß die beiden Pilger meinten, die Erde müsse sich aufthun und ihn verschlingen.

Die Christen in der Burg wehrten sich tapfer, aber die Schaar ihrer Angreifer war zu groß, und wo sie

einen von der Mauer niederstießen, da kletterten gleich zwei andere empor.

Die Pilger arbeiteten sich auf ihre Knie, streckten ihre Arme aus und beteten mit Inbrust für die Errettung ihrer Brüder. Als Nureddin das sah, kam er auf sie zu und fragte, was sie begönnen.

„Herr“, antwortete Bernhard, „diejenigen, welche du bekriegst, sind unsere Glaubensgenossen, mit denen wir Mitleid haben, darum flehen wir zu Gott, daß er sie aus deiner Hand erretten möge.“

„Ihr Hunde“, rief er zornig, „ihr betet also zu meinem Nachtheile. Wahrlich, dieses allein verdiente schon den Tod, aber euer Gott ist ein ohnmächtiger Gott, der sich mit Allah nicht messen kann. Es ist also dumm und thöricht, daß ihr es thut. Ich verbiete es euch.“

Sie ließen zwar die Hände sinken, aber im Stillen beteten sie dennoch. Unterdessen trat die Nacht ein und der Kampf mußte unterbrochen werden. Nureddin begab sich in sein Zelt und die Muselmänner warfen sich hin, wo sie eben standen, um zu schlafen.

Da flüsterte Bernhard seinem Freunde in's Ohr: „Sieh, sie schlafen alle und Niemand ist da, der uns bewacht. Unsere Stricke sind nicht schwer zu lösen und wir können leicht entfliehen.“

„Wohl“, antwortete Kunz, „aber ich bemerke noch etwas anderes; jener Belagerungsthurm steht der Mauer so nahe, daß man die Brücke niederlassen und in die Burg steigen kann. Die Muselmänner, welche ihn bewachen sollen, haben ihre Pflicht vergessen und liegen weit davon im tiefsten Schlafe. Wie wäre es, wenn

wir auf diesem Wege in die Burg gingen und den Christen sagten: Eure Feinde schlafen. Auf und greift sie an!"

Bernhard war sogleich bereit, Theil zu nehmen. Wie sie vorausgesehen hatten, waren die Stricke leicht entfernt, denn sie hatten sich schon während des Tages gelöst. Auf Hand und Fuß krochen sie in einem weiten Bogen zu dem Thurme und waren eben im Begriffe, sich demselben zu nähern, als sie leise Stimmen vernahmen.

„Er muß noch heute Nacht sterben!" hörten sie sagen. „Nicht heute Nacht", gab eine andere Stimme zur Antwort; wir warten besser den Tag ab. Wenn unsere Pfeile ihn während des Kampfes treffen, so kann man uns nichts anhaben; man wird glauben, daß ihn die Christen erschossen haben."

„Geh mir mit deinen Bedenken", nahm der Andere wieder das Wort. „Er muß heute Nacht sterben; darauf ist mein Dolch geschliffen und Alles vorbereitet. Wer weiß, was morgen dazwischen kommen kann?"

Der Andere schien etwas zaghafter Natur zu sein, denn er machte die verschiedenartigsten Einwürfe; zuletzt sagte er: „Beim Propheten, es thut mir doch leid um Nureddin, weil er ein Held ist, und es hat immer etwas Gemeines und Abstoßendes, wenn ein Held durch Meuchelmord stirbt."

Sein Freund aber erklärte ihm ganz entschieden, daß es heute Nacht und zwar nach Verlauf einer Stunde geschehen solle.

Die Pilger zogen sich geräuschlos zurück und überlegten, was nun zu thun sei.

„Ich weiß nicht, ob es eine große Sünde ist, wenn

wir dem Dolche des Mörders kein Hinderniß bereiten", sagte Kunz. „Bleibt er am Leben, so sterben durch ihn jedenfalls eine Menge Christen. Was ist nun besser? Er oder sie?"

Bernhard von Zollingen schüttelte den Kopf und sprach: „Nicht so, Kunz. Mag er noch so viele Menschenleben auf dem Gewissen haben; das ist seine Sache und er hat es mit Gott auszumachen. Wir aber sind verpflichtet, ihn zu warnen, und wenn wir dieses unterlassen, so haben wir uns des Mordes theilhaftig gemacht. Wer weiß überdies, ob durch unsere That nicht sein Herz gerührt wird. Es ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß er aus Dankbarkeit vom Berennen der Burg abläßt."

Kunz fügte sich der Ansicht seines Freundes und sie begaben sich in der größten Stille zum Zelte Nureddins. Die Schildwachen vor demselben waren eingeschlafen und mußten geweckt werden.

„Sorget, daß wir sogleich mit Nureddin sprechen können", sagte Kunz, denn sein Leben steht in Gefahr. Die Türken wollten anfangs nicht, aber sie ließen sich schließlich doch bewegen und einer von ihnen ging in's Zelt. Er kam bald zurück und forderte sie auf, ihm zu folgen.

Nureddin hatte sich empor gerichtet und empfing sie mit funkelnden Augen. „Welche Fabel habt ihr zu melden, ihr, die ihr euch eurer Bande entledigt habt, um zu entfliehen?" sprach er barsch.

„Sprich leise, Nureddin", gab Kunz zur Antwort, „und höre, was wir dir zu sagen haben. Wir leugnen nicht, daß wir fliehen wollten, und wir finden kein

Verbrechen darin, denn es ist jedes Menschen Pflicht, sein Leben so lange als möglich zu erhalten. Es scheint aber, daß Gott uns den Gedanken eingab, um dir einen großen Dienst zu erweisen. In einer Stunde werden zwei Mörder kommen, um dich zu tödten; sei also auf deiner Hut! Wir haben die Verabredung deutlich gehört und können dir Wort für Wort wiederholen."

Nureddin wollte ihrer Erzählung anfangs keinen Glauben schenken, als sie ihm aber jedes Wort wiederholten, da glaubte er ihnen.

„Gehet hinaus und schleppt einen von den Todten hierher?" befahl er den Schildwachen; „dann aber legt euch nieder und stellt euch, als ob ihr schliefet. Ich aber will in jener dunkeln Ecke des Zeltes niederhocken und die Meuchelmörder beobachten."

Die Wachen gingen und kehrten bald mit einem Leichnam zurück, den sie auf des Feldherrn Lager legen mußten. Nureddin nahm seinen Turban vom Kopfe und setzte ihn der Leiche auf, dann zog er sich in die Ecke zurück.

Noch war keine Stunde vergangen, als zwei dunkle Gestalten am Eingange des Zeltes erschienen und auf Hand und Fuß hereinkrochen. Beim Scheine des Mondes sah man Messer in ihren Händen blitzen. Langsam näherten sie sich dem Lager, zuweilen innehaltend und lauschend. Jetzt hatten sie das Bett erreicht, rissen mit einem Rucke die Decke ab und stießen zu gleicher Zeit mit ihren Dolchen auf den todten Körper los.

„Es ist genug", flüsterte der Eine; der erste Stoß ist ihm mitten durch das Herz gegangen, er rührt

sich nicht mehr. Komm, daß man uns nicht bei ihm findet."

Nureddin hatte sich erhoben und war leise hinter sie geschlichen. Jetzt streckte er seine Hände aus und rief: „Meuchelmörder im Zelte Nureddins!"

Sogleich stürzten die Wachen und die beiden Pilger herbei, faßten die Uebelthäter und entrissen ihnen die Dolche. Auf das Geschrei erwachten auch die schlafenden Soldaten, kamen herbei und erfüllten das Zelt.

„Wachet vor meinem Zelte bis zum Morgen", befahl Nureddin, „aber laßt mir die Mörder nicht entwischen." Darauf ließ er die Leiche wieder entfernen, legte sich auf dasselbe Lager und schlief so ruhig, als ob nichts vorgefallen sei.

Als die ersten Sonnenstrahlen über den Berg schienen und sich im Wasser des Sees wiederspiegelten, erhob er sich und ließ die Verbrecher vor sich führen. Sein Antlitz entfärbte sich, als er sie erkannte, denn es waren zwei von seinen höchsten Offizieren. Das Gesicht mit den Händen verhüllend schwieg er einige Augenblicke. Die Entdeckung von der Untreue dieser Menschen, auf die er so viel baute, schnitt ihm tief in's Herz; aber er hatte die Empfindung bald überwunden.

„Allah weiß, daß ich euch liebte", sprach er mit gepreßter Stimme. „Ich fand euch einst angeschmiedet an der Sclavenkette und befreite euch aus schmählicher Gefangenschaft. Ich überhäufte euch mit Geschenken aller Art und machte euch zu Hauptleuten. Seitdem habt ihr täglich und stündlich meine Huld erfahren,

und nun kommt ihr in stiller Nacht, um mich zu tödten. Habe ich das um euch verdient?"

Eine kleine Thräne stahl sich in sein Auge; aber er erdrückte sie unwillig und fuhr mit barscher Stimme fort: „Wäret ihr treu geblieben, ich hätte euch noch höher erhoben, jetzt aber müßt ihr sterben. Wenn Allah selbst für euch bäte, es wäre keine Rettung möglich. Verräther und Undankbare müssen ohne Nachsicht getödtet werden, wo sie sich finden."

Die Mörder stürzten auf ihre Knie, küßten den Saum seines Gewandes und flehten seine Gnade an. „Fort mit ihnen", rief er zornig; „stürzet sie vom Felsen herab, daß ihre Knochen zu Staub zermalmt werden."

Die Zunächststehenden ergriffen sie und schleppten sie an eine Stelle des Berges, welcher ganz aus Felsen bestand und fast lothrecht in die Tiefe ging.

Mit starken Stricken wurden ihnen Hände und Füße gebunden, dann trug man sie an den Rand des Abgrundes und schlug sie mit dünnen Ruthen, bis das Blut zum Vorscheine kam. Jetzt nahmen zwei starke Männer den Einen am Kopfe und an den Füßen und schleuderten ihn hinab. Der Mensch erhob im Fallen ein furchtbares Geschrei, welches erst mit dem Tode verstummte. Dumpf schallend schlug sein Körper gegen das vorspringende Gestein, so daß das Geröll in Bewegung kam und mit ihm von Absatz zu Absatz rutschte.

Zehnmal hörte man den dumpfen Fall, dann war er, in tausend Fetzen zerrissen, todt in der Tiefe angekommen. Jetzt wurde auch der zweite hinabgeworfen, und der Gerechtigkeit war Genüge geschehen. Ein

Trompeter aber ging über den Plan, stieß in's Horn und verkündigte, daß Nureddin Jeden auf dieselbe Weise tödten würde, der sich ein ähnliches Vergehen zu Schulden kommen ließe.

Todesstille herrschte im Lager; die Soldaten wagten kaum zu athmen, denn da war fast Niemand, welcher nicht drohende Worte gegen den bluttriefenden Nureddin ausgestoßen.

Nun befahl der Befehlshaber, daß die beiden Christen vorgeführt wurden. „Sclaven Nureddin's", redete er sie an; „ihr habt gehandelt, wie es dem braven Manne geziemt. Ihr konntet entfliehen und der Gefangenschaft entlaufen, aber ihr habt es vorgezogen, zu bleiben und mir das Leben zu retten. Sagt, was hat euch vermocht, so zu handeln?"

„Wie du fragst?" antwortete Kunz. „Was wir gethan haben, ist nichts Besonderes. Jeder Christ würde so gehandelt haben, wie wir es thaten, denn unser Gott befiehlt uns, die Feinde zu lieben."

Da lächelte Nureddin und sprach: „Wahrlich euer Allah ist ein großer Gott! Wählt euch nun außer der Freiheit eine Gnade von mir!"

„Es ist ferner Christenpflicht", sprach Bernhard, „daß man seinen Nächsten liebt, wie sich selbst und noch mehr. Wir begehren deßhalb nichts für uns, sondern flehen für Andere. Du ängstigst die Christen in dieser Burg mit einer großen Uebermacht, und wenn sie in deine Hände fällt, so wirst du sie alle tödten und keinen Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen machen. Sei nun barmherzig und schone ihrer, wie Gott deiner geschont hat. Ziehe mit deinen

Soldaten ab und lasse sie in Ruhe und Frieden ihrer Arbeit nachgehen."

„Du forderst fast mehr, als mein Leben", entgegnete Nureddin, „aber ich will mich nicht von euch beschämen lassen, darum sei eure Bitte gewährt."

Nach diesen Worten rief er seine Hauptleute zusammen und sprach: „Nehmt die Sturmleitern und die Belagerungsmaschinen hinweg, denn wir lassen diese Burg in Frieden und ziehen in unser Land zurück."

Einige murrten über einen solchen Entschluß, denn sie hatten sich schon auf eine reiche Beute gefreut, wenn die Burg genommen würde. Diejenigen aber, welche den Zusammenhang kannten, freuten sich, daß ihr Herrscher wenigstens einmal in seinem Leben eine huldvolle Handlung verrichtet hatte.

Die Pilger erhielten ebenfalls ihre Freiheit und zogen mit freudenbewegtem Herzen in die Burg, wo sie mit lautem Jubelruf empfangen und von Ehrenbezeugungen fast erdrückt wurden. Noch einmal regte sich in ihrer Seele der ritterliche Sinn, der sie so oft zu Siegen getragen, aber Kunz meinte, es zieme sich nicht, daß sie solche Gedanken in sich aufkommen ließen. Nachdem sie ein paar Tage in der Burg zugebracht hatten, machten sie sich wieder auf den Weg und gedachten in nicht all zu langer Zeit wieder in ihrem geliebten Deutschland zu sein.

Aber es sollte sich an ihnen das alte Sprichwort bewähren: Der Mensch denkt und Gott lenkt.

Noch waren sie keine zwei Tagereisen weit gekommen, als sie sich plötzlich zwischen einem Haufen von Heiden befanden, welche sich von Nureddin's Schaaren abgezweigt

hatten, um in der Umgegend die christlichen Dörfer zu verwüsten. Zu ihrem Unglücke war der Anführer ein Verwandter der beiden Verschwörer, welche für ihr Verbrechen vom Felsen hinabgestürzt worden waren.

Er schrie sie mit finsterem Blicke an und behauptete, daß sie gefolgt seien, um ihre Bewegungen den Christen zu verrathen. In seiner Absicht lag es, sie zu tödten; da aber auch Freunde und Anhänger Nureddin's bei ihm waren, so hatte er nicht den Muth, sie öffentlich zu kränken. Unter dem Vorwande, sie mit sich zu führen, bis sie an einen Ort kämen, wo sie unschädlich seien, schleppte er sie von Dorf zu Dorf. Als sie aber in eine gebirgige Gegend kamen, wo der Anführer eine Burg besaß, ließ er sie des Nachts heimlich aufheben und in den Kerker werfen. Dort sollten sie zur Strafe für die Anschuldigung seiner Verwandten eines langsamen und qualvollen Todes sterben.

Zehntes Kapitel.

Nureddin, der Gewaltige, stirbt.

Unsere beiden Pilger befinden sich in einem tiefen Gewölbe der Burg. Jahr und Tag haben sie schon in demselben gelegen und sind zu Skeletten abgemagert, denn es wird ihnen nur so viel Kost gereicht, daß sie nicht verhungern. Anfangs hatten sie ein gemeinsames Lager gehabt, sich die Hände reichen und kleine Dienste leisten können; aber sobald man bemerkte, daß diese kleine Gunst ihr Elend erleichterte, wurden sie von ein-

ander getrennt. Nur der Schall ihrer Stimmen konnte ihnen nicht genommen werden, und das war doch immerhin ein Trost.

„Ob es Nacht oder Tag ist?“ fragte Kunz.

„Wer kann es wissen“, antwortete Bernhard; „kein Sonnenstrahl reicht in diese Finsterniß, kein Laut von Außen berührt das Ohr, hier herrscht das ewige Einerlei der furchtbarsten Langweile. Wahrlich, mein Freund, meine Burgen und alle meine Habe gäbe ich darum, wenn ich noch einmal die Sonne sehen und unsern Heimathstrom rauschen hören könnte. Wie gerne wollte ich dann sterben.

„Sei nicht kleinmüthig“, entgegnete Kunz. „Gott, der jedenfalls Makel an uns gefunden hat und uns deßhalb in Noth und Elend kommen ließ, ist stark und gütig genug, diese Mauern zu brechen und uns der Freiheit zurückzugeben.“

Während sie noch sprachen, hörten sie auf der Steintreppe den Schritt des Kerkermeisters, ihres Peinigers. Bernhard zuckte zusammen, denn noch waren die Wunden und Brandmale nicht geheilt, die er ihm in boshafter Freude beigebracht hatte. Auch Kunz fuhr unwillkührlich mit der Hand über seinen geschundenen Körper.

„Welche neue Qual mag der Unmensch ersonnen haben?“ flüsterte er.

„Horch“, sprach Bernhard, indem er den Kopf ein wenig erhob, „das ist nicht sein Schritt. Ein Anderer naht sich unserm Kerker, vielleicht der Burgherr, um sich an unsern Qualen zu weiden.“

Der Nahende steckte unterdessen den Schlüssel in

die Thüre und schritt mit einer brennenden Laterne hinein. Unwillkührlich prallte er zurück, denn aus dem Kerker kam ihm ein furchtbarer Dunst entgegen, der ihm fast den Athem benahm.

„Beim Propheten", lispelte er in sich hinein, „die Gefangenen müssen eine eiserne Natur haben, sonst wären sie längst in dieser Moderhöhle erlegen."

An den Wänden vorbeileuchtend, schauderte er zusammen und als er die abgemagerten Skelette auf dem faulen Stroh fand, stieß er einen leisen Schrei aus. „Wahrlich", sagte er, „ein Strick um den Hals wäre mir fast lieber gewesen, als dieses Amt."

„Ist unser alter Kerkermeister gestorben?" fragte Kunz.

„Gestorben", lautete die Antwort. „Die Gefangenen in einem andern Raume haben ihn erschlagen, weil er sie unmenschlich marterte. Ich bin nun über euch gesetzt, aber ich fürchte, ich werde nicht lange bei euch bleiben, denn die Grausamkeit ist mir ein Greuel und diese Pesthöhle widert mich an."

„Wie aber kommst du zu einem Amte, welches dir Entsetzen einflößt?"

„Durch den König", erwiederte der Kerkermeister. „Ihr scheint lange hier zu liegen, daß ihr mit den Ereignissen der Welt nicht bekannt seid. So sollt ihr denn wissen, daß Sultan Schaver von Egypten gestorben ist und daß Saladin sich des Landes mit Feuer und Schwert bemächtigt hat. Statt es aber für seinen Herrn Nureddin zu gewinnen, nahm er es für sich und so geriethen die beiden in einen blutigen Krieg, in dem ich zum Gefangenen gemacht und hierhergeschleppt



Ausführ., Stich u. Druck durch Manz' Kunst-Verlag.

Herchenbach, König Amalrich.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

wurde. Meines Dienstes ist es nun, die Unglücklichen zu hüten."

Während er sprach, erhob sich Kunz auf die Knie und schaute ihm beim Schein der Laterne aufmerksam in's Gesicht. „Mein Freund", sprach er, „wurde dir nicht eines Tages in der Nähe von Kahiro ein Arm entzweigeschlagen?"

„Allerdings", antwortete der Kerkermeister; „ein Klausner, welcher am Nilufer wohnte, heilte mir denselben wieder zusammen. Alle Monate ging ich einmal zu ihm, um ihm meinen Dank zu bezeugen, aber nach der Belagerung von Alexandrien war er auf einmal verschwunden und Niemand konnte mir sagen, wo er geblieben. Doch, was weißt du von dieser Geschichte?"

„Sieh mich genau an und du wirst es wissen", sprach Kunz. Der Kerkermeister leuchtete ihm in's Gesicht und schüttelte mit dem Kopfe.

„Es müssen große Verheerungen an meinem Körper vorgegangen sein", sagte Kunz, „sonst würdest du erkennen, daß ich derselbe Klausner bin."

Der Kerkermeister ließ sich auf die Knie nieder, umarmte seinen Wohlthäter und weinte Freudenthränen. Allah sei Dank, daß ich dich wiedergefunden habe und daß ich schon im ersten Augenblicke sagen kann: „Ich glaube, daß du frei bist!"

„Frei?" rief Kunz und wollte emporspringen, wurde aber von den Ketten gehindert. „Wie ist das möglich?"

„Höre", antwortete der Kerkermeister, „Hanoch, der Besitzer dieser Burg, welcher euch einkerkern ließ, liegt schon lange an einer schweren Wunde darnieder, die er im Kriege mit Saladin empfangen. Alle Aerzte weit

und breit haben sich schon an derselben versucht, aber keinem ist es gelungen, ihn zu heilen. Ich werde jetzt zu ihm gehen und sagen: „Schenke deinem Gefangenen die Freiheit, so wird er dich heilen."

„Thue das", sagte Kunz, „aber bitte auch für meinen Freund, denn er muß mir bei der Heilung zur Seite stehen."

Alsbald verließ der Kerkermeister die Gefangenen und begab sich in die obern Gemächer. Schon von Weitem hörte er Hanochs Stöhnen und Schmerzgeschrei und beeilte sich, zu ihm zu kommen.

„Was willst du, verfluchter Hund", schrie der Kranke mit vor Wuth bebender Stimme, denn er ließ seinen Unmuth an allen aus, die ihm nahe kamen.

„Allah möge deinen Ruf nicht hören", sprach der Kerkermeister. „Ich bin gekommen, dir eine frohe Botschaft zu bringen. In deinen Kerkern schmachten zwei Männer, welche die Wissenschaft besitzen, alle Wunden zu heilen und alle Schmerzen zu stillen. Gieb ihnen die Freiheit und laß sie an dein Lager treten, so wirst du genesen."

„Redest du die Wahrheit oder bist du gekommen, mich in meinen Schmerzen zu verhöhnen?"

„Die lauterste Wahrheit."

„So eile und bringe sie hierher."

Der Kerkermeister stürzte alsbald die Treppe hinab und rief ihnen entgegen: „Ihr seid frei, nur müßt ihr Hanoch gesund machen."

Unter dem Jubelgeschrei der Gefangenen fielen die Ketten, und zum erstenmale nach einer Reihe von Jahren schlossen sie einander wieder in die Arme. Sie

waren aber so schwach und elend, daß der Kerkermeister sie führen mußte. Als das Licht der Sonne in ihre Augen drang, mußten sie dieselben schließen; sie waren nicht im Stande, die langentbehrte Helle zu ertragen.

Der Kerkermeister geleitete sie durch eine Reihe von prachtvollen Gemächern in das matt erleuchtete Krankenzimmer, wo Hanoch so schmerzvoll stöhnte, daß Kunz tief bewegt wurde.

„Was sind das für Jammergestalten?“ schrie er; „fort mit ihnen aus meinen Augen! Ich habe des Elends genug bei mir selber!“

„Herr“, redete Kunz ihn an, „wir sind gekommen, dir mit Gottes Beistand zu helfen. Laß mich deine Wunden sehen.“

„Da sind sie!“

„Herr“, sprach Kunz, „Gott hat es gewollt, daß wir noch zur rechten Zeit kamen; einige Tage später und du wärest unrettbar verloren gewesen.“

„So hilf, hilf, aber badet erst eure Körper und reinigt euch von dem anklebenden Schmutze.“

Der Kerkermeister führte sie in die Badestuben und da er fürchtete, die Leute, welche für diesen Dienst angestellt waren, möchten ihnen wehe thun, so blieb er selbst bei ihnen und badete sie in Wasser und duftenden Oelen; dann brachte er reine Kleider und legte ihnen dieselben an.

Als dieses geschehen war und die Augen sich nach und nach an die Tageshelle gewöhnt hatten, gingen sie vor das Schloß. Es lag auf dem Gebirge, wo eine frische, erquickende Luft wehte und wo Kräuter in Menge wuchsen. Kunz suchte nach denen, welche er brauchte,

aber er fand sie lange nicht. Endlich gewahrte er die heilsamen Stauden am Rande eines Abgrundes und pflückte ihrer so viele, als er für den Anfang brauchte. Als er den Saft mit der Zunge probirte, fand er, daß sie noch heilsamer und kräftiger waren, als diejenigen in der Niederung. Fröhlich kehrte er mit Bernhard in die Burg zurück und trat an das Krankenlager.

„Erlaube, daß ich den Finger auf die Wunde lege", sprach er, „denn ich muß mich genau von ihrer Natur unterrichten."

Sein Finger hatte die Wunde kaum angefühlt, als der Kranke vor Schmerz zu brüllen begann und kalter Schweiß von seiner Stirn rieselte. „Laß uns die Heilung mit Gott beginnen", sprach Kunz, kniete mit seinem Freunde vor dem Krankenlager nieder und schickte ein inbrünstiges Gebet zum Himmel. Dann nahm er die Kräuter zwischen seine Finger und preßte sie, daß der Saft in klaren Tropfen auf die Wunde niederfloß.

„Allah, Allah, welch ein furchtbarer Schmerz!" jammerte Hanoch; „die Sinne schwinden mir fast und mein Geist wendet sich zum Wahnsinn."

„Habe Geduld", tröstete Kunz, „dieser Schmerz ist nur von kurzer Dauer, bald wirst du Linderung fühlen."

So war es; schon nach wenigen Minuten hörte der Kranke auf zu schreien und sprach: „Beim Propheten, du hast die Wahrheit gesprochen, ich fühle Linderung!"

„Reiche mir die Feder eines Vogels", sprach Kunz. Bernhard trat zu einem Tische, auf welchem solche Federn lagen und gab sie ihm. Da preßte Kunz auch den Rest des Saftes auf die Wunde und strich ihn mit der Feder auseinander, daß er alle Theile traf.

Hanoch hatte seit vielen Tagen nichts mehr gegessen, auch war kein Schlaf in seine Augen gekommen. Jetzt aber sprach er: „Mich hungert und dürstet!"

„Gebt ihm zu essen und zu trinken", sagte Kunz. „Er wird bald in Schlaf fallen und innerhalb vierundzwanzig Stunden nicht mehr aufwachen. In dieser Zeit macht die Heilung gute Fortschritte."

Die beiden Pilger gingen hinaus in den Garten; dort suchten sie ebenfalls einen Ruheplatz auf und sanken bald in Schlaf. Ehe die Nacht kam, erwachten sie, stärkten sich mit Speise und Trank und gingen wieder hinaus, um andere Kräuter zu suchen. Ein Muselmann, welcher den Berg genau kannte, führte sie. Bald waren die Kräuter gefunden und sie nahmen ihrer eine ganze Traglast mit in die Burg.

Bernhard zerschnitt sie nach der Anweisung seines Freundes in kleine Stücke und warf diese allesammt in ein Gefäß mit Wasser, welches über das Feuer gestellt wurde. Kunz ließ den Inhalt langsam verkochen. Als nur noch eine breiartige Masse übrig war, preßte er dieselbe durch ein Tuch und ließ sie erkalten. Dann forderte er frisches Olivenöl, welches er mit dem Rückstande vermengte und dann abermals auf das Feuer brachte, so daß eine feine, fette Salbe daraus entstand.

Nach vierundzwanzig Stunden begaben sich die beiden Pilger wieder an das Lager des Kranken; er schlug die Augen auf und schaute um sich. Allah, welch einen furchtbaren Hunger ich habe", sprach er.

„Du darfst essen", sagte Kunz, „aber ich muß dir vorschreiben, was du genießest. Alle scharfen Speisen wirken auf die Wunde zurück und nach ihrem Genusse

stellen sich die Schmerzen wieder ein. Maiskuchen mit etwas Honig müssen acht Tage deine einzige Nahrung bilden."

Hanoch ließ sich diese Vorschrift gern gefallen, denn er war froh, daß die furchtbaren Schmerzen endlich von ihm gewichen waren.

„Laß mich noch einmal deine Wunden befühlen", sagte Kunz.

Der Kranke zuckte schon bei dem Gedanken zusammen, als Kunz aber mit dem Finger darüber fuhr und er keinen Schmerz empfand, da lächelte er vergnügt und sprach: „Warum seid ihr nicht eher gekommen, mich von meinen Schmerzen zu befreien.

„Die Schuld liegt nicht an uns, sondern an dir", antwortete Kunz, „denn du hieltest uns im dunkeln Verließe gefangen."

„Allah möge mir verzeihen", antwortete er, „daß ich ein so großes Uebel that. Ich glaubte, Recht zu thun, wenn ich meine Freunde rächte, die ihr in's Verderben geführt. Jetzt aber sehe ich, daß ich Unrecht that, denn ich bin hart gestraft."

Kunz nahm nun die Salbe und bestrich damit die ganze Wunde.

„Allah weiß, wie wohl ich mich fühle", nahm Hanoch wieder das Wort; „ich glaube, ich könnte mich erheben und im Garten spazieren gehen."

„Thu das bei Leibe nicht", sprach Kunz. „Du sollst dich vielmehr vor jeder Bewegung hüten, denn die geringste Erschütterung zerreißt die Fäserchen wieder, welche jetzt in der Heilung begriffen sind."

Er fügte sich in allen Dingen seinen Anordnungen

und verspürte von Tag zu Tag mehr und mehr die heilsamen Folgen. Kunz und Bernhard aber ergingen sich im Garten und in der frischen Bergluft, und obschon sie noch immer schwach und hinfällig waren, so kamen doch allmählig die Kräfte zurück.

Auch Hanochs Genesung schritt vorwärts und er durfte endlich das Bett verlassen und in die frische Luft des Gartens hinaus wandern.

„Bei Allah und dem Propheten", rief er freudig aus; „ihr habt große Dinge an mir gethan. Kein Arzt im ganzen Lande war im Stande, mir zu helfen und ihr habt einen gesunden Mann aus mir gemacht. Ich werde darauf denken, wie ich euch königlich belohne."

Aus der Zurückhaltung Hanochs ging hervor, daß er noch einen andern Gedanken hatte, als den, sie zu belohnen, denn alle Tage betrachtete er sie und fragte, ob sie sich noch nicht stark genug fühlten, eine Reise nach Damaskus zu unternehmen.

„Herr", antwortete Bernhard, als er die Frage abermals stellte, „wir sind gerne bereit zu gehen, aber es fehlt uns an Reisegeld, denn als du uns in den Kerker werfen ließest, wurde uns unsere ganze Baarschaft genommen."

„Du mißverstehst mich", sprach Hanoch; „ich wünsche nicht, daß ihr schon in euer Land zurückreiset. In Damaskus liegt mein Gebieter, der mächtige Nureddin, schwer krank und Niemand kann ihm helfen. Darum habe ich Boten zu ihm geschickt und ihm sagen lassen: „Siehe, ich habe zwei christliche Pilger in meiner Burg, welche alle Gebrechen heilen können. Gedulde dich, bis sie stark genug sind, die Reise zu machen. Denn sie

werden dir das Leben und die Gesundheit wieder geben. Seht, darum möchte ich euch hinaufbegleiten."

Kunz nahm das Wort und sprach: „Du hältst zu große Dinge von uns. Wenn wir auch eine gute Kenntniß von Wunden haben und sie mit Gottes Hülfe heilen können, so verstehen wir uns doch nicht auf andere Krankheiten und Gebrechen; du hast deinem Herrn Hoffnungen gemacht, die wir zu erfüllen nicht im Stande sind."

Da wurde Hanoch zornig und hieß sie schweigen, denn er hatte auf die Mitwirkung der beiden Pilger große Pläne gebaut. Nureddin war nämlich um diese Zeit im Begriffe, ein großes Heer zu sammeln, um dem Saladin entgegen zu ziehen, welcher sich gegen ihn empört und große Länder für sich genommen hatte. Wenn Saladin seine Macht noch weiter ausdehnte, so lag es auf der Hand, daß ihm daraus großer Schaden erwuchs, denn er hatte stets auf Nureddins Seite gestanden. Wurde aber sein Herr durch seine Hülfe gesund, so hatte er von diesem nicht allein eine große Belohnung zu erwarten, sondern er wurde auch in seinen Besitzungen geschützt.

Am nächsten Morgen wurden Maulthiere in den Burghof geführt und Hanoch hieß sie aufsteigen. Kein Widerspruch fruchtete; aller Dankbarkeit vergessend, drohte er ihnen sogar, sie wieder in den Kerker zu werfen, wenn sie sich nicht willig fügten. Er selbst stieg ebenfalls auf ein Maulthier und ein Dutzend bewaffnete Türken nahmen sie in die Mitte. Da half kein Bitten und kein Gegenreden, sie mußten fort.

Hanoch kam allerdings bald zur Einsicht, daß man mit offener Gewalt nicht gut einen Arzt zu einer vor-

trefflichen Kur willig machen kann, sondern daß Güte und Freundlichkeit eher zum Ziele führen. Am zweiten Tage ihres Rittes änderte er deßhalb auch sein Benehmen. Er erzählte ihnen von dem bewunderungswürdigen Reichthume und der unbegrenzten Großmuth des Fürsten und verhieß ihnen goldene Berge, wenn sie ihn von seiner Krankheit heilten, ja er stellte ihnen sogar die höchsten Ehren und Würden in Aussicht.

„Herr", sprach Kunz, „ich habe dir schon gesagt, daß Krankheit und Gesundheit in den Händen des Höchsten liegen und daß Niemand, als er über sie gebieten kann. Gleichwohl werden wir ihn bitten, sich des Fürsten zu erbarmen; nicht aber um Geld und Ehren, sondern aus christlicher Liebe."

Aus welchen Beweggründen sie sich Nureddin's annehmen wollten, war ihm gleich; wenn sie ihn nur gesund machten, so war er zufrieden.

Endlich tauchten die zahllosen Thürme von Damaskus in blauer Ferne vor ihnen auf und es begegneten ihnen viele Leute, welche des Handels und Wandels wegen in der Stadt verkehrten. Hanoch hielt sie fast alle an und fragte, wie es um Nureddin stände. Die meisten gaben ihm nur eine kurze Antwort und eilten weiter. Die Härte, womit er das Volk regiert hatte, ließ sie theilnahmslos bei seinen Qualen bleiben; Viele freuten sich sogar, daß sie des Tyrannen ledig wurden; aber sie hatten den Muth nicht, es öffentlich auszusprechen.

Als sie nicht weit mehr von der Stadt entfernt waren, kam ihnen ein Mann auf hohem Rosse entgegengesprengt.

„Da ist der oberste Vezir!" rief Hanoch; „nun werden wir genaue Nachricht bekommen."

Der Vezir hielt sein Thier an und sprach: „Endlich kommst du herangekrochen, wie die Schnecke, welche keine Zeit kennt. Nureddin schreit vor Schmerzen und sieht seine letzte Stunde nahen; nur auf die fremden Aerzte baut er noch. Treibe deine Maulthiere zum Laufe an, damit wir nicht zu spät kommen!"

Sie eilten, was sie eilen konnten, Hanoch schlug beständig auf die Maulthiere. Endlich hatten sie das Thor erreicht; ohne den Schritt der Thiere zu mäßigen, ritten sie durch die Straßen bis zum Palaste, wo schon Diener bereit standen, sie in Empfang zu nehmen. Eilig wurden sie durch eine Reihe von kostbaren Sälen zum Schlafgemache des Nureddin geführt.

Der mächtige Fürst, vor dem bisher ein Theil von Asien und von Afrika im Staube gekrochen, dessen Herrscherwort wie Donnerhall durch die Lande zog, lag mit fahlen, eingefallenen Lippen, mattem Auge und zitternden Muskeln auf seinem Lager, unfähig, sich an der Mücke zu rächen, welche sich keck auf seine Stirn setzte.

„Herr, ermanne dich", rief ihm Hanoch entgegen; „du wirst gesunden, denn ich führe die beiden berühmten Aerzte mit mir, von denen ich dir habe sagen lassen."

Nureddin nahm keine Notiz von ihnen; er konnte es auch nicht, denn über seine Augen hatte sich ein Flor gelegt und seine Ohren hatten das Gehör verloren.

„Laß uns umkehren", flüsterte Kunz dem Hanoch zu. „Sieh, sein Leben ist im Begriffe zu entfliehen. Es gibt kein Mittel auf der Welt, womit er geheilt werden könnte."

In diesem Augenblicke kehrte noch einmal ein Lebensfunken in seinen Körper zurück. Den Kopf emporhebend, sprach er mit hohler Stimme: „Bereitet die Flöre, denn Nureddin nimmt Abschied von der Welt! Freut euch, daß meine Geißeln von euch genommen werden und tanzt auf meinem Grabe. Nureddin stirbt und Saladin, der Empörer wird alle Völker mit der Schärfe seines Schwertes schlagen. Sein Scepter wird sich erstrecken vom Nil bis zum Euphrat; er wird in Damaskus einziehen und meine Freunde tödten, er wird das Reich Jerusalem verwüsten und über die Mauern der Stadt in seine Gassen gehen. Wehe den Heiden und den Christen! Sein Reich wird kein Ende haben!“

Als er diese Worte ausgestoßen hatte, war sein Geist entflohen. Kraftlos fiel sein Körper zurück auf den Pfühl und regte sich nicht mehr. Der bange Ernst, welcher noch vor wenigen Secunden auf den Stirnen aller Anwesenden gelagert, verschwand wie mit einem Zauberschlage; an seine Stelle trat ein Lächeln der Zufriedenheit und der Freude, daß sie endlich von dem schrecklichen Manne erlöst waren. Nur Hanoch trauerte, schrie die beiden Pilger an, häufte die schrecklichsten Verwünschungen auf ihre Häupter und verlangte allen Ernstes, daß sie ihn wieder lebendig machen sollten. Als sie betheuerten, daß sie dieses nicht könnten, wüthete er noch ärger gegen sie und befahl, daß man sie in Ketten und Bande lege.

„Unsinniger“, sagte der Vezir; „laß dein Heulen und geberde dich wie ein Mann. Schwere Verantwortung über manche Dinge lastet noch auf deinem Haupte. Wenn du dich nicht alsbald zufrieden giebst,

so werde ich dir thun, wie du es verdienst. Diese beiden Männer aber nehme ich in meinen Schutz, und weil du dich so undankbar gegen sie bewiesen, so werde ich aus deinem Vermögen zehntausend Goldstücke nehmen und sie ihnen einhändigen."

Dann wendete er sich an Kunz und Bernhard und sprach: „Morgen, wenn die Sonne aufgegangen ist, könnt ihr abreisen; zuvor aber nehmt die Goldstücke von mir in Empfang."

Elftes Kapitel.

In der Heimath.

Nicht um schnöden Gewinnes willen waren sie gekommen und sie weigerten sich dasselbe anzunehmen, aber der Vezier drang mit sanften Worten so lange in sie, bis sie sich nicht länger sträuben konnten. Um nicht zum drittenmale in die Hände der Türken zu fallen, erbaten sie sich Geleit bis zum Meeresstrande. Der Vezier gewährte ihnen dasselbe gerne. Am Meere fanden sie auch bald ein Schiff, welches bereit war, sie nach Europa hinüber zu fahren. Auf der Haide lagerten eine Anzahl von Pilgern, welche ebenfalls nach Europa zurückkehren wollten, denen aber die Mittel gebrachen, das Ueberfahrtsgeld zu bezahlen. Sie nahmen sie kostenfrei auf das Schiff und fragten nach ihren Erlebnissen im heiligen Lande.

„Ach, ach", sagten sie, „der Zorn Gottes ruht auf dem Lande, weil der König Amalrich dem Senneschall

Milo von Plancy sein Ohr leiht und alle seine bösen Rathschläge ausführt. Saladin zieht aus dieser unglücklichen Lage Vortheil und wie er sich zum Herrn über alle Länder von Egypten und Damaskus aufwirft, so sucht er auch in Palästina immer festeren Fuß zu fassen. Er nimmt fast jeden Tag eine Burg oder eine Stadt und die Zeit wird nicht allzufern sein, wo er sein Schwert selbst am Grabe des Erlösers schwingen wird."

Traurig hörten die Pilger den Bericht an; sie begriffen die Lage nur allzuleicht, denn sie hatten ja oft genug mit eigenen Augen gesehen, wie verblendet Amalrich in Bezug auf den Senneschall war. Aber sie hatten noch einen Trost. Wie das Volk Israel durch Noth und Elend wieder zum Herrn geführt wurde, so, glaubten sie, würden auch die Christen durch Ungemach wieder auf die einzig richtige Bahn zurückkehren, und dann auch in den Schutz Gottes genommen werden.

Im Begriffe vom Lande zu stoßen, erhoben sich widrige Winde und der Schiffskapitain erklärte, daß er die Abfahrt nicht wage, bis sich die Winde gelegt hätten. Leider verzögerte sich die Abreise von Tag zu Tag und schon waren drei Wochen in's Land gegangen, ohne daß man eine Besserung sah. Da kam eines Tages ein Reiter daher gesprengt, welcher auf seinem Mantel das Zeichen der Kreuzfahrer trug.

„Es ist großes Unglück geschehen", sagte er; „der König von Jerusalem ist gestorben und nur ein unmündiges Kind ist da, ihm nachzufolgen. Der Senneschall Milo von Plancy strebt nach der Vormundschaft.

Wenn sie ihm aber wird, so möchte es sich ereignen, daß das heilige Land in noch größere Erniedrigung geriethe, als es jetzt schon der Fall ist."

„Erzähle uns, wie er gestorben", sagte Kunz.

„Wir zogen bei der Nachricht von Nureddins nahem Ende von Jerusalem aus und lagerten uns vor der Stadt Paneas, welche seine Soldknechte in der Gewalt hatten. Unser Heer war gut geordnet und von heiligem Muthe beseelt, deßhalb gedachten wir in wenigen Tagen Herren der Stadt und der Burg zu sein. Wir fingen auch sogleich an, sie zu berennen, aber die Belagerten leisteten einen viel hartnäckigeren Widerstand, als wir vermuthet hatten. Gleichwohl würden wir endlich in den Besitz der Stadt gekommen sein, aber Amalrich fühlte sich unwohl und wenig aufgelegt, die schwierige Arbeit der Eroberung fortzusetzen. Er schloß also mit den Heiden Frieden und zog gegen die Erlegung einer Summe Geldes von dannen."

„Sogleich stieg er zu Rosse, um nach Jerusalem zurückzukehren; aber noch hatte er die Hälfte des Weges nicht zurückgelegt, als die Krankheit so sehr zunahm, daß er in einer Sänfte mußte getragen werden. In Jerusalem angekommen vermehrte sich das Uebel und in wenigen Tagen war er eine Leiche."

Die Pilger hörten den Bericht mit bewegtem Gemüthe, denn allen stand es vor Augen, daß jetzt erst die Kämpfe um die Selbständigkeit des Reiches beginnen würden. Ihre Befürchtungen waren nicht ungegründet, denn nach einem vierzehnjährigen Kriege, der das Land verarmte und die Einwohner zur Verzweiflung trieb, nahm Saladin die Hauptstadt Jerusalem ein. Dieses

Unglück aber erweckte auch die Gemüther wieder zum Herrn und säuberte die Herzen der Christen von den Schlacken, die sich an dieselben angesetzt hatten.

Endlich erhob sich ein günstiger Wind und die Christen gingen an Bord. Das Schiff trug sie nach Constantinopel, wo damals der griechische Kaiser Manuel Hof hielt. Dieser hatte schon durch das Gerücht vernommen, daß der König von Jerusalem gestorben sei, und da er eben im Begriffe stand, demselben mit einer stattlichen Flotte zu Hülfe zu kommen, so lag ihm viel daran, die genaue Wahrheit zu vernehmen. Als daher dies Schiff im Bosporus landete, schickte er einen Hofbeamten und ließ Kunz und Bernhard einladen, am kaiserlichen Hofe zu erscheinen.

Obwohl sie das Kriegshandwerk von sich abgethan hatten und nur als fromme Pilger die Welt durchzogen, so glaubten sie diese Einladung doch nicht ausschlagen zu dürfen, denn sie hofften, Manuel werde sich durch ihren Bericht noch mehr beeilen, dem bedrängten Reiche Hülfe zu senden.

Sie wurden nun von dem Landungsplatze durch die Stadt geführt und kamen zum kaiserlichen Palaste. Vor der hohen Pforte desselben standen eine Menge von prächtig gekleideten Hofbeamten, welche sie in einen über alle Beschreibung schönen Saal führten, wo der König auf einem goldenen Throne saß. Sie durften sich ihm nahen und seine Hand küssen und den sämmtlichen Pilgern, die mit ihnen gekommen waren, wurde erlaubt, in der Ferne zu stehen und die Herrlichkeiten des kaiserlichen Palastes zu betrachten.

Kunz und Bernhard mußten ihm nun die Zustände

im gelobten Lande schildern und vom Tode des Königs Amalrich, seines Verwandten, erzählen.

„Meine Freunde", sprach er, als sie mit Bitten in ihn drangen, „ich bin oft bereit gewesen, gegen die Heiden zu kämpfen, und mehr als einmal habe ich meine Flotten und meine Heere nach Palästina gesandt, aber es ist mir wenig Dank für solche Hülfe geworden. Die lateinischen Christen waren immer voller Furcht, die Griechen möchten sich in ihrem Lande festsetzen und mit den Heiden in ihr Eigenthum theilen. Ich werde darum jetzt nichts unternehmen, bis starke Hülfe aus dem Abendlande kommt. Könnt ihr dazu beitragen, so sollt ihr mich bereit finden."

Alle Bitten halfen nicht; er blieb bei seinem Worte, denn in seinem heimtückischen Herzen dachte er, je größer die Noth der Christen würde, desto eher wären sie geneigt, seine Hülfe theuer zu erkaufen. Reich beschenkt zogen sie von dannen und nahmen die andern Pilger mit sich, um ihnen auf der Reise nützlich zu sein und die Kosten für sie zu bestreiten.

Nach einer langen Fahrt, reich an Abentheuern und frommen Uebungen gelangten sie endlich nach Italien, aus dem sie nicht scheiden wollten, ohne die Hauptstädte gesehen und zu Rom am Grabe des Apostelfürsten gebetet zu haben. Zwei Monate verweilten sie daselbst und sie hatten zu verschiedenenmalen das Glück, Seine Heiligkeit, den Papst, zu sehen und den Segen von ihm zu erhalten.

Jetzt endlich machten sie sich auf den Weg über die Alpen und kamen wohlbehalten auf deutschem Boden an. Ueberall erzählten sie den Leuten von den unbe-

schreiblichen Bedrängnissen, in welchen die orientalischen Christen lebten. Besonders gern kehrten sie an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen der Ritter ein; hier fanden ihre Worte einen günstigen Boden, denn damals herrschte im Ritterthume noch die Begeisterung für den Glauben und die Kirche in einem höhern Maaße, als sie jetzt zu finden sind. Von den Burgen aber verbreitete sich die Begeisterung in die Städte und in die Dörfer und es dauerte nicht sehr lange, so kamen wieder Versammlungen zu Stande, wie in den Zeiten der ersten Kreuzzüge.

Ueberall ertönten von den Kanzeln eindringliche Worte an die Herzen der waffengewohnten Männer und sie blieben nicht ohne Erfolg. Kleinere und größere Schaaren zogen aus und sammelten sich an den Hauptplätzen, wo sie der Anführer warteten.

Kunz von Stauffen und Bernhard von Zollingen aber blieben fest bei ihrer Absicht, den Bewohnern ihrer Heimath zum Nutzen zu leben und erreichten endlich die Heimath. Dort hatte man sie längst für todt gehalten und erblustige Verwandte hatten sich bereits in ihren Burgen niedergelassen.

Kunz, dessen Burg auf einer steilen Höhe lag, kam in Gesellschaft seines Freundes am späten Abende dort an. Verwundert sah er die sämmtlichen Fenster der Bergveste erleuchtet, die Zugbrücke aber aufgezogen, so daß Niemand sich nahen konnte. Der Thurmwart hatte sie bald bemerkt und fragte von seiner Höhe herab, was ihr Begehren sei.

„Oeffne, alter Wolf“, rief Kunz, „ich bin wieder

heimgekehrt und möchte bei dem Feste, welches in meiner Burg gefeiert wird, zu Gaste sein."

„Seid ihr es wirklich, Herr?" fragte der Thurmwart. „Wirklich und wahrhaftig", gab Kunz zur Antwort; „lasse nur die Brücke nieder und komme her, dich zu überzeugen."

Die Brücke rasselte nieder und im nächsten Augenblicke war der Thurmwart da. „Herr", sprach er, „ihr seid wahrhaftig noch zu guter Stunde gekommen. Euer Vetter Stephan kam gestern mit dem ausdrücklichen Verlangen, daß ihm die Burg eingeräumt werde, vorgebend, er habe sichere Nachricht erhalten, daß ihr bei Jerusalem umgekommen seiet. Wir setzten ihm anfangs Widerstand entgegen, aber er brachte seine Kumpanen mit, trieb die Besatzung hinaus und drohte mir mit dem Tode, wenn ich meinen Dienst nicht pünktlich versähe. Aber verzaget nicht, Herr, denn die ausgetriebenen Knechte stehen für euch mit Leib und Seele und sie liegen jetzt im Walde, um noch heute Nacht ihren Vetter Stephan zu überfallen und die Burg wieder einzunehmen."

„Das ist eine schöne Mähr", sprach Ritter Kunz. „Wir müssen nun sehen, wie wir wieder zu dem Unsrigen kommen. Kannst du die Knechte in kurzer Zeit herbeirufen?"

„In zehn Minuten können sie hier sein", gab der Thurmwart zur Antwort. „Ich eile, sie auf der Stelle zu holen. Verbergt euch, bis ich zurückkomme."

Er eilte hinweg, die beiden Ritter aber traten in das Stüblein des Thurmwarts und harrten mit Ungeduld auf die Knechte. Sie kamen sehr bald heran und hatten sich bereits mit Waffen versehen.

„Wollt ihr mir beistehen, mein Eigenthum zurückzuerobern?“ fragte er sie.

„Bis auf den letzten Blutstropfen“, gaben sie einmüthig zur Antwort.

„So folget mir bis in die Vorhalle“, sagte er; „aber haltet euch da ruhig, bis ich euch zur Hülfe rufe.“

Leisen Schrittes gingen sie über den Hof und gelangten von da in die große Küche, wo die Köchin vollauf am Braten und Sieden war. Als sie den Pilger ansichtig wurde, verklärte sich ihr Gesicht, denn sie hörte gerne von dem heiligen Lande erzählen, und in der letzten Zeit hatte sie selten Gelegenheit gehabt, solche Gäste zu bewirthen.

„Setzt euch“, sprach sie freundlich; „ihr seid zu guter Stunde gekommen, denn die fremden Ritter tafeln da drinnen und ich kann euch reichlich Speise und Trank geben.“

„Wir ziehen es vor, mit den Rittern zu speisen“, antwortete Kunz.

Die Köchin schaute hastig in die Höhe, denn sie mußte vermuthen, daß der Pilger, welcher eine solche Sprache führte, ein sehr vornehmer Herr sei. Sie kannte aber ihren Gebieter nicht wieder, denn sein Gesicht war über und über von einem dichten Barte beschattet und auch seine Stimme hatte einen andern Klang erhalten.

„Ich habe Leute bei mir“, fuhr er fort, „sie werden durch die Küche in die Vorhalle treten. Hütet euch, Lärm zu machen.“

Als die Knechte kamen, wunderte sie sich noch mehr und sie fragte einen derselben: „Wer ist denn

der Pilger? Er spricht so gebieterisch, daß einem bange wird.“

„Unser Herr ist es, Kunz von Stauffen“, gab dieser zur Antwort.

Da schlug sie die Hände zusammen und wollte ihm zu Füßen fallen; er aber wehrte sie ab, indem er sprach: „Jetzt kein Aufsehen, wir können später noch zusammen sprechen.“

Weiter gehend, gelangten sie durch den Vorsaal an die große Speisehalle. Kunz und Bernhard traten ein, verbeugten sich vor den Rittern, welche sich in Speisen und Getränken gütlich thaten und setzten sich ohne Einladung an den Tisch.

Vetter Stephan erhob sich mit zornrothem Gesichte und fragte in strengem Tone: „Wer hat euch eingelassen?“

„Der Thurmwart“, gab Kunz zur Antwort, „aber zürnt ihm nicht. Ich sagte ihm, daß ich Nachricht von seinem Herrn brächte, dem Ritter Kunz von Stauffen, und da konnte er mich doch nicht füglich draußen lassen.“

„Nachricht von meinem Vetter Kunz?“ fragte Stephan mit zitternder Stimme. „Ihr seid also wahrscheinlich Zeuge seines Todes gewesen, denn ich bekam die Nachricht, daß er nicht mehr unter den Lebenden weilt.“

„Wer euch das erzählt hat, Herr Ritter, der ist ein Lügner gewesen. Kunz von Stauffen lebt noch und ist gesund wie ihr. Mein Freund hier kann das ebenfalls bezeugen.“

„Ich kann es allerdings mit gutem Gewissen be-

zeugen", sprach Bernhard lächelnd, „denn ich bin ihm stets nahe gewesen. Kunz lebt, und es wundert mich, daß ein Mensch den Muth gehabt hat, anders zu berichten."

Vetter Stephan wurde es bei diesen Behauptungen etwas schwül zu Muthe; er hatte all seinen Freunden mit frecher Stirne gesagt, Kunz sei gestorben und der König von Jerusalem habe ihm den Todtenschein und das Testament, durch welches er als Universal-Erbe eingesetzt sei, übermitteln lassen. Heute waren die Freunde geladen, um den Einzug verherrlichen zu helfen. In welchem Lichte stand er nun da!

Seine Fassung wieder gewinnend donnerte er sie an: „Ihr Unverschämten, wie mögt ihr solche abscheulichen Lügen verbreiten? Meine Feinde haben euch Geld gegeben, um mich in Verdacht und Schande zu bringen. Hebt euch auf der Stelle von dannen oder ich weiß Mittel, euch zu entfernen."

„Halt", rief Kunz, „stellt eure Drohungen ein! Auf dieser Burg, Stephan Stauffen, seid nicht Ihr Herr, sondern euer Vetter Kunz, den Ihr aus schnödem Eigennutze zu den Todten zählt."

„Wenn es wirklich so wäre", knirschte Stephan, „wer giebt euch wildfremden Landstreicher ein Recht, hier einzudringen und so frech aufzutreten?"

„Ich will euch die Frage beantworten, Vetter", sprach Kunz. „Schaut mich einmal recht an und seht zu, ob Ihr unter dem Barte und Pilgerkleide nicht den wirklichen Kunz von Stauffen erkennen könnt. Die Jahre und die heiße Sonne des Morgenlandes haben allerdings einen Einfluß auf meine äußere Erscheinung

geübt, aber ich bin darum doch der Kunz geblieben, und, so hoffe ich zu Gott, auch Herr dieser Burg."

Stephan sank wie vernichtet auf seinen Sessel zurück, aber bald erholte er sich wieder, sprang auf, schrie vor Wuth und griff nach seinem Schwerte.

Die anwesenden Ritter hatten sich bis dahin schweigend verhalten, weil sie nicht wußten, ob sie dem Einen oder dem Andern zuhalten sollten; aber sie waren im Begriffe, sich zu entscheiden und zwar für Stephan, denn dieser war ein Wegelagerer, mit dessen Hülfe sie manchen Raubzug ausgeführt hatten; aber Kunz gab in diesem Augenblicke der Sache eine andere Wendung, indem er sprach: „Herr Vetter, gelüstet es euch nach einem zerbrochenen Schädel, so will ich den Pilgermantel noch einmal bei Seite legen und euch im Kampfe gegenüberstehen; wollt Ihr mich aber überfallen, wie Ihr gewohnt seid, den armen Bauern zu thun, so will ich euch lieber von meinen Knechten durchprügeln lassen. He, Freunde, herbei!"

Auf diesen Ruf öffnete sich die Thüre; die Knechte drangen mit ihren Waffen ein und erklärten unumwunden, daß sie Jedem am Zeuge flicken würden, der ihren Herrn nur mit einem Finger berühre.

Die Ritter waren in der Minderzahl, deßhalb setzten sie sich wieder nieder. Möglich auch, daß das offene Unrecht doch selbst für ihre weiten Gewissen zu groß war.

„Stephan", sprach Kunz, „ihr wißt wohl noch, daß Ihr mein Vasall seid! Oder muß ich euch auch das in's Gedächtniß zurückrufen? Legt euer Schwert ab und kehrt heim. Noch kann es ohne Nachtheil für euch geschehen; sträubt ihr euch aber, so habe ich in meiner

Burg der tiefen Löcher genug, um euch Vernunft beizubringen."

Schäumend vor Wuth warf Stephan sein Schwert auf den Tisch, daß die Gläser klirrten und ging ohne Gruß und Abschied von dannen. Die Ritter aber gaben sich den Anschein als ob sie ganz auf Kunzen's Seite ständen und tranken auf seine glückliche Wiederkehr.

Zwei Monate später hatten die beiden Pilger ihre Besitzungen verkauft und begannen in einem Thale an der Donau ein großes Krankenhaus zu bauen, wo sie alle Siechen der ganzen Umgegend aufnahmen und sie mit liebevoller Sorgfalt pflegten. Noch in demselben Jahre brach die Pest aus und die Stifter des Hauses waren die ersten, welche derselben zum Opfer fielen. Ihr Werk aber ging nicht zu Grunde, noch Jahrhunderte stand das Haus der Liebe und es fanden sich immer barmherzige Seelen, welche für Gotteslohn die Kranken pflegten.

Inhalt.

Neue Volks- und Jugendbibliothek.

I. Reihe.

1. **Hahn**, Fr. X., drei **Schulkameraden**. Ein Lebensgemälde für die Jugend. Mit 4 Stahlstichen. 16. cart. 24 kr. od. 7½ sgr.
2. — — **Fuchs** und **Lamm**. Eine Erzählung für Jung und Alt. Mit 4 Stahlstichen. 16. cart. 24 kr. od. 7½ sgr.
3. — — das **Testament**, oder Schicksale eines Findlings. Eine Erzählung. Mit 4 Stahlstichen. 16. cart. 24 kr. od. 7½ sgr.
4. **Lenzen**, M., **Marcell**, der brave Sohn. **Angela**, die brave Tochter. Zwei Erzählungen für die Jugend. 2te Aufl. Mit 4 Stahlstichen. 16. cart. 24 kr. od. 7½ sgr.
5. **Erven**, Fr., die **beiden Wagen**. Eine Erzählung aus der Gegenwart. Mit 4 Stahlstichen. 16. cart. 24 kr. od. 7½ sgr.

II. Reihe.

1. **Erven**, Fr., **Nicht Rast, Nicht Ruhe**. Eine Erzählung aus dem Leben. Mit 4 Stahlstichen. 16. cart. 24 kr. od. 7½ sgr.

Von dieser „neuen Volks- und Jugendbibliothek" erscheinen nach und nach mehrere Reihen, jede bestehend aus fünf Bändchen, wovon eines geziert mit vier Stahlstichen, 24 kr. südd. Währung oder 7½ sgr. kostet.

J. Schöpf,

Dorfgeschichten.

2 Reihen (à 21 Bogen). 8. à 1 fl. 21 kr. od. 25½ sgr.

Inhalt: I. Der Taubstumme. Der neue Don Quixote. Der Kegelaufsetzer. Der Ziehknabe. Hans Strixner. — II. Geschichte einer schönen Seele. Der Freigeist. Der Hachelsteiner. Die Alpenhütte auf dem Seiges. Das Buttermännchen. Der Einsiedler.

„Die im obigen Titel bezeichnete Literatur ist in jüngster Zeit sehr in Aufschwung gekommen; die Namen Jerem. Gotthelf, Auerbach ꝛc. sind in Aller Munde. Der bekannte Kalenderschreiber aus Tyrol hat sich nun auch in die Zahl der Dorfgeschichtenschreiber eingereiht, und wenn je einer dazu berufen war, so ist er's. Doch ist er nicht blos der Nachtreter der Genannten; nein, er wandelt seine eigene Bahn, und vermeidet auf seinem Wege die Fehler derselben, ohne ihr Gutes zu übersehen." K. Repert. Nro. 34.

K. A. Schönke,

Literaturgeschichtliches Lesebuch

für Mittelschulen, Seminare und ähnliche Anstalten, sowie zum Hausgebrauch. gr. 8. (38¼ Bogen.) 2 fl. od. 1 Thlr. 7½ sgr.